

Mitropa 2017

Jahresheft des Leibniz-Instituts
für Geschichte und Kultur
des östlichen Europa (GWZO)



Leibniz-Institut für
Geschichte und Kultur
des östlichen Europa



Umschlag Antlitz einer Figur vor dem Archäologischen Museum in Butrint, Albanien, wohin die Fotoreise ab S. 4 führt.

Das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) versteht seinen Forschungsgegenstand »Ostmitteleuropa« nicht als einen fest umrissenen geographischen oder politischen Raum, sondern als ein historisches Regionalkonzept: Wo Ostmitteleuropa beginnt und endet, ist eine Frage der Betrachtungsweise, der Epoche und der Perspektive. Die Beweglichkeit des Konzepts ist seine Stärke. Sie erlaubt Blickerweiterungen in alle Richtungen, die auch das ganze östliche Europa einschließen.

Beweglichkeit zeichnet auch die am GWZO betriebene Forschung aus, die es durch die Zusammenarbeit verschiedener Fächer ermöglicht, konstant Neues zu entwickeln, vertraute Paradigmen zurückzulassen. Mobil sind schließlich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses, die zwischen Leipzig und den Archiven im östlichen Europa und der Welt pendeln, Grabungsstätten und Museen in der Region aufsuchen, teils von dort stammen oder als Gastwissenschaftler in »Specks Hof«, unserem Domizil in der Leipziger Innenstadt, arbeiten.

Mitropa, das Akronym der Mitteleuropäischen Schlaf- und Speisewagen Aktiengesellschaft, signalisiert Bewegung und Vernetzung. Es steht für historischen Wandel wie für Kontinuität. 1916 in einer historischen Situation gegründet, in der auch Friedrich Naumanns geopolitische Vision von »Mitteleuropa« entstand, war die Mitropa seinerzeit ein imperiales Unternehmen. Später fuhr es für die Nationalsozialisten – und beförderte die Widerstandskämpfer der »Mitropa-Gruppe«. Es bediente SED-Funktionäre, polnische Dissidenten, tschechische Underground-Künstler und manchen Pionier des Nachwende-Kapitalismus: eine vielschichtige, ambivalente Geschichte.

Der Name *Mitropa* steht also für die Dynamik der Aufgabe, der sich das GWZO seit 1996 widmet: Die Geschichte und Kultur der Regionen zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria von der Spätantike bis zur Gegenwart immer wieder neu zu erkunden und damit fundierte Erkenntnisse zu unseren Europa-Imaginationen beizutragen.

2 Editorial

STEFAN TROEBST

Mit eigenen Augen

4 Die Länder der Albaner

Fotoreise in ein »Faszinosum«

TOMASZ TORBUS

Leseproben

10 Biskupin – Ur(slawen)städt

Prähistorische Archäologie als deutsch-polnische Beziehungsgeschichte

KARIN REICHENBACH

16 Hungary's Academic Relations with the »Third Reich«

Some Observations

STEFAN TROEBST

24 Wenn Post von Chruschtschow kommt, ...

... ist das noch lange nicht das letzte Wort. Sozialistische Industrialisierung in den 1950er Jahren in transnationaler Perspektive

JAN ZOFKA

Journal

30 Die Lebensreise des Wilhelm Schnell

Erinnerungen eines Kürschners nach Philipp Manes' Niederschrift

CHRISTIAN LÜBKE

Fundstücke

37 Eine entlarvende Geste

AGNIESZKA GAŚSIOR

40 Zentrale Diskurse und lokale Praxis in der Flüchtlingskrise 1906

MICHAEL G. ESCH

43 »Das Flugwesen entwickelt sich«

DIRK SUCKOW

46 Ein verwegener transatlantischer 10.000-Mann-Plan

FRANK HADLER

Wissenschaft & Öffentlichkeit

50 Der andere Begriff

GoEast-Festival Wiesbaden „Feministisch wider Willen“: Erkundungen auf einer großartigen Retrospektive

MADELEINE BERNSTORFF

52 Reluctant feminism

ROHAN BERRY CRICKMAR

56 Nachlese: Kaiser Karl IV. 1316–2016

Eine Ausstellung in Prag und Nürnberg

MARKUS HÖRSCH UND SUSANNE JAEGER

60 Ausstellungskalender 2017/18

Forschung 2016

62 Ziele

63 Ansätze

65 Oskar-Halecki-Vorlesung

66 Projekte

68 Veranstaltungen

70 Publikationen

72 Abbildungsnachweise

Impressum

Editorial

Life is stranger than fiction« – so T. S. Eliots bekanntes Bonmot, das aus GWZO-Perspektive 2016 ungeahnte Aktualität gewonnen hat: Ein Institut, das »Geschichte und Kultur des Raumes zwischen Ostsee, Schwarzem Meer und Adria erforscht«, wie es auf unserer Website heißt, sieht die seiner geschichtsregionalen Konzeption »Ostmitteleuropa« zugrunde liegende Prämisse aktuell zum geopolitischen Design einer »Drei-Meere-Initiative« (*Trójmorze*) transformiert. Diese programmatische Idee der derzeitigen nationalkonservativen Regierung in Warschau, verkündet im August 2016 im dalmatinischen Dubrovnik, zielt dabei auf einen Zusammenschluss der elf neuen EU-Mitglieder Estland, Lettland, Litauen, Polen, Slowakei, Tschechische Republik, Ungarn, Slowenien, Rumänien, Bulgarien und Kroatien sowie Österreich als eine Art pro-amerikanisches Gegengewicht zur per-horreszierten »Achse« Berlin-Paris. Infrastrukturelles Rückgrat soll dabei neben energiepolitischen Maßnahmen das ambitionierte Projekt einer Autobahn von Litauen nach Griechenland sein, die »Via Carpathia«.

Jarosław Kaczyński, Vorsitzender der Polen regierenden Partei Recht und Gerechtigkeit (*Prawo i Sprawiedliwość* – PiS), knüpft damit an ein Konzept des Gründers der Zweiten Polnischen Republik, Marschall Józef Piłsudski, an. Es trug die Bezeichnung »Międzymorze« bzw. »Intermarium«, also »Zwischenmeergebiet«, und zielte auf eine Verständigung der nach dem Ersten Weltkrieg neu entstandenen Staatenwelt von Finnland bis Jugoslawien. Nach dem Tod des Marschalls 1935 hat Außenminister Oberst Józef Beck dann eine Modifizierung in Gestalt eines »Dritten Europa« vorgenommen, konzipiert als einen polnisch dominierten Hegemonialraum zwischen der Sowjetunion Stalins im Osten und den beiden rechtsextremen Diktaturen Mussolinis und Hitlers im Westen. Der »polnische weiße Adler«, so die Propaganda des *Sanacja*-Regimes, sollte »seine Schwingen wieder in beide Meere – Baltisches und Schwarzes – tauchen« – wie bereits (angeblich) zu Zeiten der Adelsrepublik. Geblieben davon ist immerhin der von Warschau seinerzeit aus militärischen Gründen

angeregte Bau einer Brücke über die Donau zwischen dem rumänischen Giurgiu und dem bulgarischen Ruse, der allerdings erst in kommunistischer Zeit 1954 beendet wurde.

Dennoch ist zu vermuten, dass Staatsgründer Piłsudski angesichts der derzeitigen polnischen Außen- wie Innenpolitik in seinem Sarkophag auf dem Krakauer Wawel rotiert, sollte doch sein »Intermarium« ein föderatives (und die damaligen Sowjetrepubliken Ukraine und Weißrussland einschließendes) sein. Auch konzipierte er das von ihm geschaffene neue Polen mitnichten als katholischen und ethnisch polnischen Nationalstaat, sondern als multinationales und -religiöses Gemeinwesen. Nicht zufällig zeigte er sich bei öffentlichen Auftritten häufig mit dem jüdischen Oberrabbiner, dem evangelischen General-superintendenten, dem armenisch-katholischen Erzbischof, dem karaimischen Chacham, dem Bischof der griechisch-katholischen Kirche, dem russisch-orthodoxen Metropoliten und dem Großmufti der polnischen Muslime. Für die islamfeindliche Haltung der PiS-Regierung und für ihre Abschottungspolitik gegen Flüchtlinge jeglicher Art hätte er, unter dessen Herrschaft zehntausende Geflohene aus dem revolutionären Sowjetrussland gastfreundliche Aufnahme fanden, wohl keinerlei Verständnis gehabt. Dem russischen Schriftsteller Dmitrij S. Merežkovskij war in seinem Warschauer Asyl entsprechend Piłsudski »ein von Gott erwählter Held«, gar »eine unerschütterliche Erscheinung der Gottheit, eine Theophanie«.

Ähnliches kann vom islamophoben PiS-Präses wohl kaum behauptet werden, dessen Partei bei aller



propagandistischer Geschichtsbesessenheit ein gerüttelt Maß an Geschichtsvergessenheit attestiert werden muss. Denn dass die *Rzeczpospolita wielu narodów*, also die polnisch-litauische »Republik vieler Völker« der frühen Neuzeit, in enger Beziehung zum islamischen »Imperium der drei Kontinente« der Osmanen stand, spielt im PiS-Geschichtsbild ebenso wenig eine Rolle, wie die Aufnahme polnischer Flüchtlinge nach der dritten Teilung des Landes 1795 durch den Sultan. Ein Ortsteil Istanbuls heißt bis heute Polonezköy – polnisches Dorf. Auch hat das Osmanische Reich das völkerrechtswidrige Verschwinden ihres polnisch-litauischen Nachbarstaats von der Landkarte qua Annexion durch die Reiche der Romanows, Habsburger und Hohenzollern nie anerkannt.

Aus den genannten Gründen ist das mitunter auch hierzulande vorgebrachte Argument, man müsse den ostmitteleuropäischen Gesellschaften nach Jahrzehnten sowjetisch-diktatorischer Überformung samt dem Postulat des proletarischen Internationalismus ein größeres Maß an Nationalismus und ethnozentristischem Populismus, auch an Isolationismus bezüglich der Aufnahme von Kriegsflüchtlingen und Polit- emigranten zugestehen, reichlich unhistorisch. Bulgarien, Rumänien und Ungarn haben in großer Zahl Überlebende des osmanisch-türkischen Genozids an den Armeniern aufgenommen, deutsche Nazi-Gegner haben in der Tschechoslowakei Aufnahme gefunden und neben Warschau waren auch Prag, Belgrad, Riga und Tallinn in der Zwischenkriegszeit Zufluchtszentren des gewaltigen Exodus aus dem jetzt bolschewistischen Russland. Schließlich haben auch alle der neuen Volksdemokratien zwischen 1948 und 1950 jeweils bis zu 15.000 Flüchtlinge aus dem Griechischen Bürgerkrieg nicht nur aufgenommen, sondern in überwiegend vorbildlicher Weise integriert – wie man bis heute im polnischen Zgorzelec, im ungarischen Beloiannisz oder im tschechischen Brno sehen kann.

Dass die Geschichte des östlichen Europa gleich anderen Teilen des Halbkontinents eine Geschichte permanenter Migration – nach außen, nach innen und innerhalb, freiwillig oder erzwungen – und somit beständiger Forschungsfokus des GWZO ist, belegt im vorliegenden Heft Michael G. Eschs Beitrag zur Flüchtlingskrise. Damit ist allerdings nicht diejenige im Europa der Gegenwart gemeint, sondern eine

der Jahre 1905 bis 1907. Damals versuchte sich das Deutsche Reich gegen jüdische Flüchtlinge aus dem russischen Teil Polens abzuschotten, die im Zuge der Revolution von 1905 in großer Zahl nach Westen flohen. Auch Frank Hadler widmet sich einem (e)migrationshistorischen Thema, das die unmittelbare Vorgeschichte der Gründung eines neuen Staats der Tschechen und Slowaken, aber auch der Deutschen, Roma, Ungarn, Russinen, Kroaten und anderer thematisiert.

Zugleich spiegelt das vorliegende Heft die disziplinäre Bandbreite unserer Einrichtung – Mediävistik, Kunstgeschichte, Archäologie, Onomastik, Geschichte und Literaturwissenschaft – sowie ihre epochale Erstreckung von der Spätantike bis zur Gegenwart wider. So wird es auch unter unserem neuen Dach, der Leibniz-Gemeinschaft, bleiben, denn seit dem 1. Januar 2017 firmiert das GWZO – mit alter Abkürzung – unter einem neuen Namen: Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO). Die geschichtsregionalhistorische Nomenklatur-Erweiterung von »Ostmitteleuropa« zum »östlichen Europa« vollzieht dabei lediglich nach, was in unserer Forschung bereits seit etlichen Jahren vorweggenommen wurde, nämlich die Einbeziehung dessen, was unser Gründer Klaus Zernack als »westliches Osteuropa« bezeichnet hat – also Weißrussland, die Ukraine, den europäischen Teil Russlands –, aber auch des Transkaukasus, und hier vor allem die Bezüge Armeniens zur Osthälfte Europas und die Präsenz von Armeniern und ihrer Kultur dort.

Mit dem Übergang des GWZO in die Leibniz-Gemeinschaft ist unser Institut in die gemeinsame Förderung von Bund und Ländern aufgenommen worden. Dass das von Bundesseite zuständige Bundesministerium für Bildung und Forschung das GWZO-Forschungsprogramm, aus dem auch die Beiträge für dieses Heft erwachsen sind, schon seit 2008 planmäßig finanziert hat, verdient besondere Erwähnung – und profunden Dank.



STEFAN TROEBST

Stellvertretender Direktor des GWZO

4 Mit eigenen Augen

gibt in weitgehend unkommentierter Form ausgewählte Stücke des reichen visuellen Materials wieder, das im Laufe eines Jahres am GWZO zusammenkommt. Die Rubrik bietet Einblicke in die Untersuchungsregion, bevor aus ersten Beobachtungen analytische Texte werden.

Die Länder der Albaner

Fotoreise in ein »Faszinosum«

TOMASZ TORBUS

Albanien bedeutet Müdigkeit. Das Land vereinnahmt die Sinne. Seine Kerle, sein Gestank, sein Uraltertümliches, seine Schönheit, seine Existenz und sein Wahnsinn.« – So beschreibt der polnische Schriftsteller Andrzej Stasiuk seine Eindrücke von Albanien (»Tagebuch danach geschrieben«) und macht damit Albanienreisen weithin salonfähig. Albanien ist ein Faszinosum – ein Faszinosum des Negativen: die metertiefen Löcher der Bürgersteige, die allgegenwärtigen Müllhalden (teilweise aus Italien gegen Geld importiert), die »ursprüngliche« Natur, die allerdings so sehr mit herumfliegenden Plastiktüten besetzt ist, dass man an die heiligen Stätten Tibets denken muss, oder die »Pornografie« der entkleideten Autowracks, die sich zu monströsen Bergen auftürmen.^{Abb. 1}

Abb. 1 Türkische Brücke, 16. Jh., bei Gjirokastra, Albanien





Abb. 2 Imame der Bektaschiden an einem Linienbus (Ausschnitt) in Gjirokastra, Albanien



Abb. 3 Fahne Großalbanien, Straßenszene in Peć (Peja), Kosovo

»Fahr nach Albanien, solange dort noch nicht geputzt wurde« – lautet ein Antiwerbespruch im polnischen Internet. Ostmitteleuropäer, die bei der Entdeckung des Landes in den letzten fünf Jahren die Vorreiterrolle spielten, fahren mit großer Abenteuerlust dorthin, nicht zuletzt sind sie dabei auf der Suche nach den Überbleibseln eines der skurrilsten kommunistischen Systeme nach 1945. Meine Fotoreportage über Albanien und den Kosovo aus dem Jahr 2015 ist gleichsam eine Sammlung visueller Eindrücke von den wohl geheimnisvollsten Ländern Europas.

Die Bilder spiegeln zunächst ein starkes Nationalgefühl wider. Es ist allmächtig und allgegenwärtig. Es prägt das historische Gedächtnis der Albaner ungemein. ^{Abb. 2, 3} Stets im nationalen Sinn handelte nach seiner Lesart bereits der mittelalterliche Türkenbezwinger, der »Athleta Christi« Georg Kastrioti, genannt Skanderbeg. Er ist allorts als Straßenpatron, als das Gesicht der landesweit populärsten Cognacsorte oder als Denkmalfigur zu sehen. ^{Abb. 3} In seiner Residenzstadt Kruja baute 1982 Pranvera Hoxha, die Tochter von Enver Hoxha, dem langjährigen Staatsoberhaupt der Sozialistischen Volksrepublik Albanien, das Museum des Helden. Es ist ein monumentaler Bau, der stark an eine mittelalterliche Burg erinnert. Das Skanderbeg-Museum steht heute inmitten der vielleicht balkangrößten – das mag was heißen! – Ansammlung von Ramschläden mit allen erdenklichen Souvenirs. Ob auf Badetüchern oder Küchengardinen – der bereits von Skanderbeg verwendete, möglicherweise gar von Byzanz abgeleitete, doppelköpfige Adler darf nicht fehlen. ^{Abb. 4}

Auf Skanderbeg folgten die Protagonisten der Prizren-Liga, denen ein Großalbanien vor Augen schwebte. Vor den in Öl ausgeführten Glorifizierungen dieser Helden postieren sich Besucher gerne in martialischer Pose. ^{Abb. 6} Und dann gibt es noch die Helden des Kampfes gegen die Italiener, mit denen das Land eine schicksalhafte Geschichte teilt. Gegen sie wehrten sich Albaner 1920 und nochmals 1939, als in Durrës ein Unteroffizier namens Mujo Ulqinaku allein mit seinem Maschinengewehr einige Stunden ihrer Übermacht trotzte, was ihm unter anderem eine – nur durch an ihm hinaufkletternde bekiffte Jungs gestörte – Ewigkeit in Beton bescherte. ^{Abb. 9} Anders als der Kosovo, in dem die monumentale Erinnerungskultur vor allem auf die neueste Geschichte und einen neuen Heldenmythos, den vom Krieg gegen die Serben in den Jahren 1998/99, abhebt, präsentiert Albanien kaum Denkmäler des Widerstands gegen die Hoxha-Diktatur. Geschweige denn gegen die von Italien angeführte militärische UN-Operation im Jahr 1997. Damals versank das Land nach dem Sturz der sogenannten Finanzpyramiden im Chaos.

Vielmehr ist Albanien ein Freilichtmuseum des kommunistischen Regimes. Bis 1991 herrschte dort die Doktrin des Sozialistischen Realismus, sodass bis auf die neueste Kunst sämtliche in Museen ausgestellte Gemälde stark an die Kunstproduktion Osteuropas unter Josef Stalin erinnern. Stalin und seine Mithel-

Abb. 4 Skanderbeg-Denkmal in Tirana, Albanien



Abb. 5 Am Strand, Albanien



Abb. 6 Besucher im Museum der Liga von Prizren, Kosovo





Abb. 7 Kontraste im Zentrum in Pristina, Albanien



Abb. 8 Vor dem Hauptgebäude der Universität in Berat, Albanien

TOMASZ TORBUS ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am GWZO und arbeitet im Arbeitsschwerpunkt »Geschichte bauen« zu Denkmalpflege und Rekonstruktionsprojekten in Polen seit dem 19. Jahrhundert. Er ist außerdem Professor für Kunstgeschichte an der Universität Danzig, Reisefotograf und Fotorisender. Zuletzt waren seine Bilder 2014/15 im Danziger Nationalmuseum in der Ausstellung »Miniuniversum« zu sehen.

den selbst sind allerdings nicht mehr in den Museen, sondern nur noch in verschwiegenen Hinterhöfen zu finden. ^{Abb. 10} Enver Hoxha, der 1961 mit der Sowjetunion und 1978 mit der Volksrepublik China brach, pflegte die Vision eines gegenüber Feinden im Ausland (dort gab es nur Feinde!) autarken Staats. Als Schutz vor der bösen Außenwelt ließ er von 1972 bis 1984 hunderttausende Bunker bauen. Die Zahlen variieren zwischen 200.000 und 750.000. Deren Brandverhalten und Feuerwiderstand testete man anschließend mit Ziegen im Innern. Den Bunkern begegnet man auch heute noch auf Schritt und Tritt: in Hinterhöfen, in Parks, an befahrenen Straßen und in einsamen Berggegenden. Sie werden inzwischen anderweitig genutzt – etwa als Abort oder als kostenloses Materiallager. Denn in einem Land wie Albanien wird potentieller Baustoff, sei er auch noch so historisch, nicht verschmäht. Das sozialistische Bunker-Museum befindet sich also aktuell in Auflösung.

Im übertragenen Sinn ersetzten die Bunker die religiösen Kultstätten, die 1967 mit dem Verbot der Religionsausübung und der Erklärung Albaniens zum ersten atheistischen Staat der Welt meist der Spitzhacke zum Opfer fielen. Davon waren gleichermaßen katholische und orthodoxe Kirchen sowie sunnitische Moscheen und Gotteshäuser der Anhänger des Bektaschismus, sogenannte *tekken*, betroffen. Nach 1990 kehrten die Religionen durch die wiederhergestellte Religionsfreiheit zurück, sie eroberten die Seelen und Körper – siehe Tattoos! – der Menschen. Neben Dutzenden neuer Sakralbauten betet man heute in einer Handvoll erhalten gebliebener und einstmaliger »Vorzeigebauwerke für ausländische



Abb. 9 Denkmal der Verteidiger der Stadt 1939, Durrës, Albanien

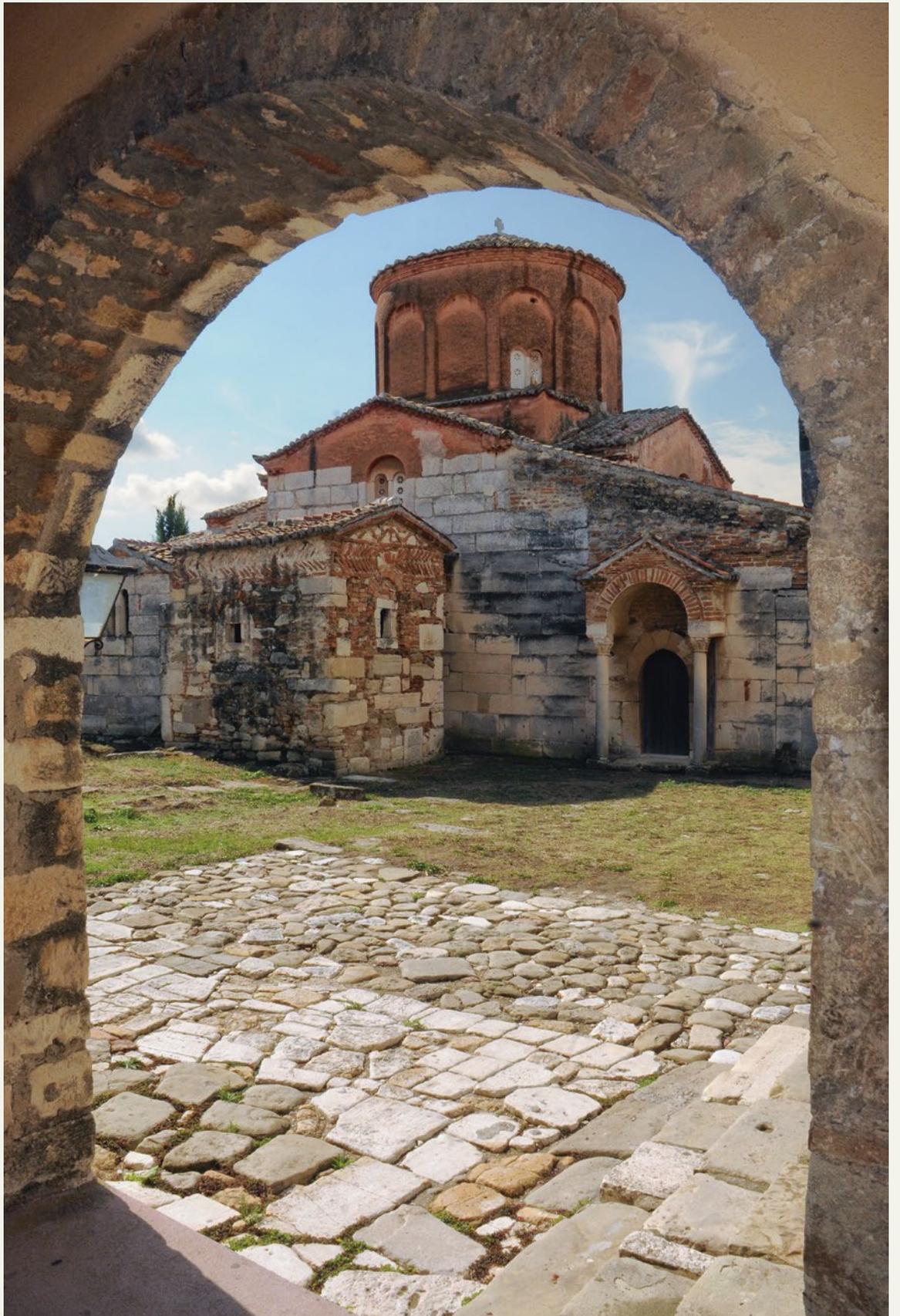
Diplomaten«: den Moscheen von Tirana und Vlora oder den Kirchen in Apollonia und Berat. ^{Abb. 11} Der Reiz von »Shqipëria« – so die albanische Eigenbezeichnung, eigentlich »Land der klar Sprechenden« – liegt aber weniger in den Highlights, sondern vielmehr zwischen den Betontrümmern einer ominösen Diktatur. Er liegt in einem positiven Balkanbegriff, den es neben dem dominierenden pejorativen durchaus gibt und der Vitalität und Unberechenbarkeit beinhaltet. Schließlich liegt der Reiz einer Albanienreise in der Suche nach Authentizität, fern vom Massentourismus.

Nach Andrzej Stasiuk müssen wir alle unbedingt nach Albanien reisen, denn es stellt »das Unterbewusstsein dieses Kontinents« dar, »einen finsternen Brunnen, in dessen Tiefe diejenigen blicken sollten, die meinen, dass der Lauf der Dinge bereits ein für alle Mal festgelegt wurde« (»Unterwegs nach Babadag«).



Abb. 10 Depot im Hinterhof eines Museums in Tirana, Albanien

Abb. 11 Kirche
in Apollonia,
Albanien



geben Arbeitsergebnisse der jüngeren Forschung am GWZO wieder. Die Beiträge gehen auf Aufsätze von Mitarbeitern oder Gästen zurück, auf Vorträge, Monographien oder Publikumstexte und stellen in lockerer Folge die vertretenen Disziplinen, Epochen, Themen und Methoden vor.

KARIN REICHENBACH

Biskupin – Ur(slawen)stätt

Prähistorische Archäologie als deutsch-polnische Beziehungsgeschichte

Am Südufer des Biskupiner Sees, etwa 90 Kilometer nordöstlich von Posen (Poznań) in der heutigen Woiwodschaft Kujawien-Pommern, entdeckte man 1933 auf einer Landzunge die Überreste einer prähistorischen befestigten Siedlung. Sie wird der sogenannten Lausitzer Kultur der späten Bronze- und frühen Eisenzeit zugeordnet und in die erste Hälfte des letzten vorchristlichen Jahrtausends datiert. Von 1934 an bis in die 1970er Jahre wurde diese Siedlung neben weiteren vor- und frühgeschichtlichen Fundstellen in der unmittelbaren Umgebung ausgegraben. Auf dem Ausgrabungsareal entstanden in der Folge auch Nachbauten. ^{Abb. 1} Die Siedlung umschloss einst ein mächtiger Wall, während sich im Innenraum mehr als

hundert Häuser gleicher Bauweise aneinanderreichten. Der durch das Feuchtbodenmilieu herausragende Erhaltungszustand der archäologischen Befunde und die dichte Bebauung ließen diesen Ort aus wissenschaftlicher Sicht zu einem einzigartigen Fundplatz werden. Die daran geknüpften Interpretationen und die ihm zugewiesene Bedeutung für die polnische Geschichte machten ihn zu einer nationalen Sensation. Als ur-slawische Burg gedeutet avancierte Biskupin seit dem ersten Spatenstich zu einem nationalen Symbol für Polen bzw. für das Polentum schlechthin.¹

Den Ausgrabungen und Rekonstruktionsarbeiten wurde deshalb ein enormes öffentliches Interesse ent-

Abb. 1 Biskupin. Blick auf See und Nachbauten



Mitteleuropa lange vor den Germanen da gewesen, und die Polen als slawische Nachfahren der Lausitzer Kultur verfügten somit über die älteren Besitzrechte. Mit der Herausstellung Biskupins als »urslawisches Pompeji« ließ sich eine slawische Siedlungskontinuität seit grauer Vorzeit für ein Gebiet konstruieren, das nicht einmal zwanzig Jahre zuvor noch zur preußischen Provinz Posen gehört hatte und seitdem von deutschen revisionistischen Forderungen bedroht war. Eine weitere Grundlage für politische Argumentationen bot das reichhaltige Fundspektrum in Biskupin, von dem ein hohes zivilisatorisches Niveau der »Urslawen« abgeleitet wurde. Die These einer urslawischen Hochkultur diente wiederum als Gegenentwurf zu den nationalistisch-rassistischen Slawen-Konzeptionen der NS-Politik und -Archäologie, die eine sozial und kulturell primitive Gesellschaft zeichneten und damit auch die germanische Überlegenheit herausstellten.

Es sind vor allem diese beiden Schlüsselthemen, die Urslawen-Theorie, verbunden mit Gebietsansprüchen, und die slawische Kulturhöhe, verbunden mit polnischem Patriotismus und Nationalismus, die in Zusammenhang mit Biskupin immer wieder aufgegriffen und in den Auseinandersetzungen mit Deutschland variiert wurden. Daneben lassen sich aber auch die Aussagen über das gewaltsame Ende der vorgeschichtlichen Wallanlage als Reaktion auf deutsch-polnische Befindlichkeiten lesen, treten hier doch Vorstellungen eines überzeitlichen deutsch-polnischen Konflikts um Territorien und der schicksalhaften heroischen Erduldung immer wiederkehrender Angriffe germanisch-deutscher Aggressoren zutage.

»mit gierigem Auge auf unsere uralten Gebiete« (1933–1939)

Die Grabungskampagnen erfolgten von Beginn an auf hohem wissenschaftlichem Niveau, unter Einsatz modernster technischer Mittel und mit einem breiten Spektrum naturwissenschaftlicher Analysen. ^{Abb. 3} Als Vorbild für derart komplexe Untersuchungen in einem Feuchtbodenmilieu dienten offenbar die vergleichbaren Befundsituationen der süddeutschen Pfahlbausiedlungen Bad Buchau und

Unteruhldingen. Insbesondere die Idee, Teile Biskupins zu rekonstruieren, damit zu erhalten und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, dürfte hier Inspiration gefunden haben. Die deutschen Pfahlbausiedlungen entwickelten sich in den 1920er und 1930er Jahren zu Publikumsmagneten. Ausgerechnet sie wurden von der nationalsozialistischen Propaganda als Zeugnis hochentwickelten »urgermanischen« Kulturschaffens aufgegriffen. Angesichts ihrer möglichen Vorbildwirkung erscheint es nicht ohne Ironie, dass man in Polen solcher Germanomanie gerade auch mit dem »urslawischen« Biskupin etwas entgegenzusetzen suchte.³

Charakteristische Aussagen dieser Zeit, in denen Biskupin als archäologisches Argument gegen deutsch-nationalistische Positionen bemüht wurde, lesen sich folgendermaßen: »Auf dem Ausgrabungsgelände in Biskupin können wir uns mit eigenen Augen davon überzeugen, wie die Feinde unseres Volkes uns schlecht gemacht haben. Unsere Ahnen waren durchaus keine Wilden, vielmehr war das Niveau ihrer Kultur ebenbürtig mit den höchsten, ihnen gleichzeitigen Kulturvölkern. Und in manchem Gesichtspunkt übertrafen sie diese sogar. [...] Wenn also nach der

Die Archäologin **KARIN REICHENBACH** beschäftigt sich mit Rekonstruktionen und Inszenierungen archäologischer Denkmäler in Deutschland und Polen. Sie ist Mitherausgeberin des kürzlich bei transcript erschienenen Bandes »Die Spur des Geldes in der Prähistorischen Archäologie. Mäzene – Förderer – Förderstrukturen«.

Abb. 3 Ballonaufnahme, südlicher Grabungsbereich, 1930er Jahre





Abb. 4 Kostrzewski führt über das Gelände, 1935

Blütezeit der urslawischen Kultur ihr Niedergang kommt oder eher ihre Unterdrückung, haben wir dies eben jenen sich räuberisch umhertreibenden Germanen zu verdanken, die, ange lockt vom Wohlstand unserer fleißigen Vorfahren [...], sie so viele Jahrhunderte überfielen und plünderten und noch heute mit gierigem Auge auf unsere uralten Gebiete blicken, auf denen wir schon vier Jahrtausende lang sitzen. Aus der Beharrlichkeit unserer Vorfahren, die sich weder verdrängen noch ausrotten ließen, können wir Zuversicht und Vertrauen darauf schöpfen, dass an unserer Westgrenze ein für alle Mal der deutsche Marsch in die Tiefe des Slawentums endete.«⁴

Durch die offensive Berichterstattung zog Biskupin allein bis 1939 über hunderttausend Besucher an, darunter hochrangige Politiker, Militärs und kirchliche Würdenträger. **Abb. 4** Kostrzewski bemühte sich zudem, den Fundort jenseits der Grenzen bekannt zu machen, denn er lud deutsche Prähistoriker zur Grabungsbesichtigung ein. So kam zum Beispiel Wilhelm Unverzagt, Direktor am Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin, diesen Einladungen 1935 und 1937 in Begleitung weiterer Wissenschaftler nach. Sie berichteten anschließend über die zuvor kommende Gastfreundlichkeit Kostrzewskis trotz der »wissenschaftlich-politischen Meinungsverschiedenheit«, was die Urslawen anging. Dennoch wurde bei der Vorbereitung einer Gegeneinladung vermerkt, »daß Herr Prof. Kostrzewski nicht allzu herzlich, sondern mit gemessener Freundlichkeit empfangen werde, weil er sich bisher als ein Gegner der deutschen Sache betätigt habe«.⁵

SS-Grabungen in »Urstätt«

Nach dem Überfall und der Besetzung Polens im Jahr 1939 war Biskupin Bestandteil des Warthegaus und wurde mit Verweis auf die Ausgrabungsstelle in »Urstätt« umbenannt. Während des Kriegs führte die SS-Forschungseinrichtung »Ahnenerbe« hier ebenfalls Grabungen durch (1940–1942). **Abb. 5** Dem gängigen Schema deutscher Interpretationen zur Lausitzer Kultur entsprechend, wurde Biskupin als Burg der Illyrer von den Germanen erobert: »Diese wie alle anderen nordillyrischen Burgen waren dem Untergange geweiht. Von vielen wissen wir, daß sie in Flammen aufgegangen sind. Die Ostgermanen blieben Sieger, haben aber ihrerseits die illyrischen Burgen im allgemeinen nicht weiterbenutzt. Ihr jugendstarkes Volkstum machte sie nach dem Kampfe zu unumstrittenen Herren des Landes.«⁶

Nach Abschluss der SS-Grabungen war das Gelände mit Sand zugeschüttet worden und einige Rekonstruktionsbauten waren beschädigt. Dies wurde nach dem Krieg in der polnischen Presse als vorsätzliche Vernichtung dargestellt, obwohl erste Besichtigungen keine Anzeichen von mutwilliger Zerstörung beschrieben, wohl jedoch von bewusster Vernachlässigung. Den Grabungsberichten der SS nach hatte man den enormen Aufwand der Konservierung gescheut. Man plante stattdessen, die Halbinsel in den Zustand vor Beginn der Grabungen zu versetzen und so auf andere Weise an die vorgeschichtliche Bedeutung des Ortes zu erinnern.

»im Lichte unserer Rückkehr zu den Ländern der slawischen Väter«: Nachkriegszeit und Stalinismus

Bereits kurz nach Kriegsende, im Mai 1946, wurden die Grabungen von der polnischen Archäologie wieder aufgenommen und in begleitenden Veröffentlichungen politisch stark aufgeladen. Die Besatzerfahrung hatte die Feindseligkeit gegenüber Deutschland verschärft, was in entsprechend vehemente nationalistische Attitüden mündete. Außerdem erforderte die polnische Westverschiebung Legiti-

mations- und Identifikationsstrategien für die neuen Gebiete, wodurch Biskupin im Lichte der »Rückkehr zu den Ländern der slawischen Väter« eine »besondere Aussagekraft« zukam. Nicht zuletzt trifft man in zeitgenössischen Schriften erneut auf die heroische Opferrolle des Polentums, das an einem Ort wie Biskupin sinnbildlich »zum zweiten Mal Opfer eines deutschen Überfalls« geworden sei.⁷

Die wissenschaftspolitischen und -strukturellen Veränderungen während des Stalinismus erfassten auch die Ausgrabungen in Biskupin. Sie wurden 1949 dem Staatlichen Archäologischen Museum in Warschau und damit seinem neuen Direktor Zdzisław Rajewski, Kostrzewskis langjährigem Co-Grabungsleiter, unterstellt. Dieser folgte den Maßgaben kommunistischer Politik und dem Übergang zum Historischen Materialismus. Unter seiner Leitung verschob sich der Untersuchungsschwerpunkt von der Wallanlage der Lausitzer Kultur hin zur Untersuchung der gesamten Mikroregion der Biskupiner Halbinsel und vor allem auf die frühmittelalterlichen Befunde, denn auf diese Weise ließen sich Kontinuitäten im historischen Entwicklungsprozess erfassen. Angesichts der noch lange als unsicher empfundenen deutsch-polnischen Grenze sollte Biskupin jedoch auch weiterhin die These von der autochthonen Entstehung der polnischen Slawen

Abb. 5 SS besichtigt die polnischen Nachbauten, um 1940

untermauern. Die urslawische Hochkultur wurde am Beispiel Biskupins zwar



weiterhin als Gegenthese zu den vor 1945 üblichen deutschen Behauptungen von der Minderwertigkeit slawischer Lebensweise herausgestellt, sie galt jetzt allerdings auch als Anzeiger des gesellschaftlichen Entwicklungsstands im Rahmen marxistischer Konzeptionen. Die antideutsch-nationalistischen Tendenzen gingen jedoch während des Stalinismus zurück. Hatte die kommunistische Regierung in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch die Bedrohung des ewigen germanisch-deutschen »Drangs nach Osten« bemüht, um das Bündnis mit der Sowjetunion und ihren eigenen absoluten Machtanspruch zu legitimieren, so schien sie nach 1948/49 hinreichend konsolidiert zu sein. Mit Bezug auf den proletarischen Internationalismus galt eine »nationale Abweichung« mittlerweile nicht mehr als konform, und mit Gründung der DDR änderte sich die Haltung gegenüber Deutschland, sodass auch der stereotype Rückgriff auf das tradierte Feindbild nicht mehr ohne Weiteres möglich war.

Von den Millenniumsfeiern zur Festivalkultur

Die folgenden Jahre standen zum einen im Zeichen der Entstalinisierung und damit zeitweise größerer intellektueller Freiheit und wirtschaftlicher Verbesserung in Polen. Zum anderen waren sie geprägt von den Feiern zum tausendsten Jubiläum des polnischen Staats, dessen Anfänge in der frühen Piastenherrschaft gesehen werden. Durch den politischen Umschwung Mitte der 1950er Jahre war zudem der öffentliche Rückgriff auf nationale Traditionen als Identifikationsmuster wieder hoffähig geworden, sodass die Biskupiner Urslawen nebst ihrer Hochkultur in die polnische Publizistik zurückkehrten. In einem polnischen Magazin von 1964 heißt es beispielsweise: »Genau hier [...] brach die Morgendämmerung der Protoslawen und der polnischen Geschichte herein. Biskupin wurde zu ihrem Symbol. [...] Die Entdeckung der 2500 Jahre alten protoslawischen befestigten Siedlung trug dazu bei, ein vollständigeres Bild vom Leben und der Zivilisation unserer Vorfahren zu schaffen. Die Urgeschichte der Slawen, und damit die Urgeschichte unseres Volkes, zeichnet sich ganz deutlich ab und stellt uns in die Reihe der ältesten Nationen der Welt.«⁸

Seit den 1960er Jahren wurde die Urslawen-Theorie dann zunehmend in der polnischen Archäologie kritisiert, außerdem normalisierten sich mit dem Nachbarschaftsvertrag von 1970 auch die Beziehungen zwischen Polen und Westdeutschland. Die Entschärfung der Grenzfrage machte den Nachweis polnischer Siedlungskontinuität seit der Vorzeit zumindest aus politischen Motiven obsolet. Die Abkehr vom urslawischen Charakter Biskupins und das Nachlassen der politischen Bedeutung taten der Popularität des Fundortes jedoch keinen Abbruch, auch deshalb, weil sich die neue, nicht mehr ethnisch interpretierende Lesart des Fundplatzes außerhalb der Fachwelt erst allmählich und nur zögerlich durchzusetzen begann. Der Mythos eines urslawischen Biskupins hält sich mancherorts bis heute. So bildet er einen möglichen Bezugspunkt für neopagane Gruppierungen, die in der Nachwendezeit größeren Zulauf erhielten und von denen einige nationalistischen Ideologien nahestehen. Daneben ist Biskupin inzwischen zu einem Zentrum archäologischer Festival- und Reenactment-Kultur geworden, für die zum Beispiel im Zusammenhang mit dem Slawen- und Wikingerfestival in Wolin Überschneidungen mit rechtsradikalen Subkulturen



Abb. 6 Archäologisches Festival, Biskupin, 2006. Römische Legion

diskutiert werden. **Abb. 6** Mit dem Bezug auf arisch konzipierte slawisch-wikingische

Vorfahren scheinen dabei im Rahmen einer nordisch-rassistischen Verbrüderung traditionelle deutsch-polnische Antagonismen überwunden.⁹ Bleibt zu hoffen, dass sich stattdessen die deutsch-polnische Beziehungsgeschichte in Biskupin nicht auf diese zweifelhafte Weise fortschreibt.

- 1 PIOTROWSKA, Danuta: Biskupin – ideologie – kultura [Biskupin – Ideologien – Kultur]. In: *Archeologia Kultura Ideologia*. Hg. v. Bogusław GEDIGA und Wojciech PIOTROWSKI. Biskupin – Wrocław 2004. – MINTA-TWORZOWSKA, Danuta: Do kogo »należy« przeszłość Biskupina? To whom the past of Biskupin »belongs«? In: *Przegląd Archeologiczny* 57 (2009), 7–22. – GROSSMANN, Anna: Społeczne oczekiwania a rzeczywiste potrzeby ochrony dziedzictwa kulturowego w Biskupinie [Gesellschaftliche Erwartungen und tatsächliche Notwendigkeiten des Kulturerbeschutzes in Biskupin]. In: *Współczesnie oblica przeszłości*. Hg. v. Arkadiusz MARCINIAK u. a. Poznań 2011, 187–203.
- 2 ROHRER, Wiebke: Archäologie und Propaganda. Die Ur- und Frühgeschichtliche Archäologie in der deutschen Provinz Oberschlesien und der polnischen schlesischen Wojewodschaft zwischen 1918 und 1933. In: *Berichte und Forschungen* 12 (2004), 123–178. –

- WOŁOSZYN, Marcin: Kostrzewski, Józef. In: *Germanische Altertumskunde Online*. Kulturgeschichte bis ins Frühmittelalter – Archäologie, Geschichte, Philologie. Hg. v. Heinrich BECK u. a. [im Druck].
- 3 LECH, Jacek: Polish-German relations in archaeology in a short outline: a view from Warsaw. In: *Archeologia Polona* 42 (2004), 21–64, hier 35. – PIOTROWSKA (wie Anm. 1), 104 f.
 - 4 BEHCZYCZ-RUDNICKI, Antoni: Pałuki zdradzają swoją tajemnicę, Prasłowiańska osada bagienna z przed 25 wieków w Biskupinie [Die Pałuki-Region offenbart ihre Geheimnisse. Urslawische Moorsiedlung vor 25 Jahrhunderten in Biskupin]. In: *Kurier Poznański*, 18.8.1935, 7 [zit. nach PIOTROWSKA (wie Anm. 1), 107].
 - 5 Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde (BArch), Sign.: R 153/1390, Bericht Kohte 12.10.1935 und Aktennotiz 01.12.1937.
 - 6 RADIG, Werner: Dreitausend Jahre Burgenbau im Osten. In: *Krakauer Zeitung*, 12.12.1944. – Zu den SS-Grabungen vgl.

- PIOTROWSKA (wie Anm. 1), 115–120. – BArch, Sign.: NS 21/2288, Hans Schleif, o662–o666 und o690–o694.
- 7 ANONYM: Co stało się z Biskupiniem [Was geschah mit Biskupin]? In: *Odra* 2/26 (1946), 8. – ANONYM: Słowiańskie Pompei padło po raz drugi ofiarą najazdu niemieckiego [Das slawische Pompeji wurde zum zweiten Mal Opfer eines deutschen Überfalls]. In: *Robotnik Pomorski*, 16.9.1946, 3 [beide Zitate bei PIOTROWSKA (wie Anm. 1), 123].
 - 8 ZWOŹNIAK, Z[dzisław]: Nad kolebką naszych praociców [Über die Wiege unserer Urväter]. In: *Panorama* 11/29 (532) (1964), 12 f. [zit. nach PIOTROWSKA (wie Anm. 1), 134].
 - 9 MINTA-TWORZOWSKA (wie Anm. 1), 17 f. – SCHABOŃSKI, Filib: »Sławia – Arya«. In: *Der rechte Rand* 25/148 (2014), 33. – BANGHARD, Karl: Nazis im Wolfspelz. Germanen und der rechte Rand. Wuppertal 2016.

STEFAN TROEBST

Hungary's Academic Relations with the »Third Reich«

Some Observations

Cultural and ideological influence through academic education

Among the major means which great powers have at their disposal to bring minor powers into their orbits and hold them there, cultural influence occurring on different levels plays a role not to be underestimated alongside economic, diplomatic, and military pressure.¹ Cultural influence through academic education is of particular significance, as it has a great impact on the ideological shaping and political orientation of ruling elites in small countries. Usually, this is achieved by issuing fellowships for university study abroad to students from these countries. A striking example of the extent to which the political orientation of elites of small states can be determined by the host countries of their university studies is Bulgaria: During the Second World War, almost all members of the Axis-oriented monarchist governments were graduates of German or Italian universities whereas the leaders of the bourgeois-democratic opposition and an element of the also-oppositional leftist Fatherland Front received their degrees from France or Switzerland. Thus, academic exchange between two countries is not a mere »social communication«, as Karl W. Deutsch put it,² but in the case of two countries of significantly differing economic and political might, is often a rather one-sided »ideological communication« aimed at the political adjustment of the smaller »partner« to the stronger one.

Fig. 1 The Collegium Hungaricum after construction work in 1929

DAAD in German-Hungarian academic exchange

Academic exchange in National Socialist Germany pursued this aim in a very blunt fashion. As ideological indoctrination of students from actual or prospective satellites and also from rather hostile countries – particularly from the United States and Poland – was the main purpose of the program, the reciprocal sending of German students abroad was not regarded as necessary. Furthermore, the contact of German youths with other, »inferior«, societies was looked upon as potentially dangerous and demoralizing.





Fig. 2 Kálmán Szily and Werner Zschintzsch in Berlin on the occasion of the founding of the German-Hungarian Society

The organization that conducted the academic exchange in Germany was the German Academic Exchange Service (Deutscher Akademischer Austauschdienst – DAAD), founded in the Weimar Republic in 1922 and initially known as a prestigious organization aimed at European rapprochement. In the years 1933 to 1935, as all cultural institutions in Germany, the DAAD was brought into the general National Socialist line («Gleichschaltung») by the bureaucrats of three ministries which jointly ran it, namely the Ministries of Foreign Affairs, of Education, and of Propaganda. Hence the main influence on the DAAD shifted into the hands of a new body which coordinated the activities of a number of newly founded, mixed German-foreign societies under the presidency of the former General Ewald von Massow, now SS Oberführer. Since the German ambassador to Hungary, General Hans Georg von Mackensen, also held a high-ranking position in this body, it can be assumed that he was the decisive figure regarding Hungarian affairs. The director of the DAAD was a top Prussian bureaucrat and NSDAP official, Regierungsrat Dr Herbert Scurla. As a German-Hungarian Society was founded relatively late, in 1939, the main agency of the DAAD concerning Hungarian matters was the Hungarian Institute at Friedrich Wilhelm University in Berlin.³ fig. 1, 2 Even so, since the Weimar period, the DAAD also had one of its four European outposts in Budapest.⁴

It must be noted that only a portion of the Hungarian students in Germany were sponsored by the DAAD or other German or Hungarian organizations issuing fellowships, and the majority of students came at their own expense.

Hungarian students in Germany

The number of Hungarian students enrolled at German universities during the years 1913 to 1936 is shown in the table. ^{tab. 1} The most significant tendencies and trends are (1) a slow but steady decrease of Hungarian students between 1913 and the 1932 summer semester followed by, between the 1932 summer semester and the 1932/33 winter semester (2) a more rapid drop which may have been caused by the fact that many students left Germany immediately after

Year & Semester	Number of Hungarian Students Enrolled at German Universities
1913	475
1925 summer semester	303
1926 summer semester	310
1927 summer semester	273
1928 summer semester	289
1929 summer semester	291
1930 summer semester	294
1931 summer semester	233
winter semester	195
1932 summer semester	233
winter semester	195
1933 summer semester	124
winter semester	98
1934 summer semester	91
winter semester	75
1935	62

Tab. 1 Number of Hungarian Students Enrolled at German Universities³⁴

the »Machtergreifung« in January 1933, not waiting for the end of the winter semester in February; then, up to the 1935/36 winter semester, the last semester for which we have statistical data, (3) a dramatically accelerated decrease in enrolment numbers. During the period between the 1926/27 and 1932/33 winter semesters, the number of Hungarian students enrolled decreased by roughly 36 per cent. This figure grew to 68 per cent for the time between the 1932/33 and 1935/36 winter semesters.

The decrease of Hungarian students enrolled at German universities was paralleled by a significant decrease of foreign students in general after 1933. Already during the most severe years of the world economic crisis, the number of foreign students at German universities had dropped between the 1931 and 1932 summer semesters by 644 students, from 7,124 to 6,558, thus by 8 per cent, but between the 1932 summer semester and 1933 summer semester by 1,074 students, or 16 per cent.⁵

Oberregierungsrat Dr Keller, the author of a statistical survey on »Die Entwicklung des Ausländerstudiums«, stated in 1933 that out of these 1,074 students, 632, or 60 per cent, were either Jewish or Marxists so that the »real« enrolment decrease in the year of the »Machtergreifung« amounted to only 7 per cent, even less than in the previous year: »Ein erheblicher Teil der Abnahme dürfte vermutlich auf das Wegbleiben jüdischer und marxistisch eingestellter Studenten zurückzuführen sein. Die Legende von der Schädigung des deutschen Ansehens im Ausland durch die nationale Regierung wird also durch die Hochschulstatistik widerlegt.«⁶

Concerning the Hungarian students, who comprised only 2 to 4 per cent out of all foreign students, Dr Keller's argumentation was not as stupid as it may sound. The anti-Jewish numerus clausus introduced at Hungarian universities by the Horthy government as early as 1920 – a regulation Hungarian students in the »Third Reich« had mentioned with a certain pride⁷ – in fact caused quite a few Hungarian Jews to study abroad, in Germany and elsewhere. But even this would not explain why after the »Machtergreifung« the decrease of Hungarian students was dramatic and why at the end of 1935, at the very time of the Germanophile Gömbös government in Hungary, only sixty-two of them were left.

INHALT:		Seite
Grundzüge planmäßiger Wirtschaftsgestaltung in Deutschland / Von Dr. Gerhard Mackenroth		1
Amerika — von einem Deutschen gesehen / Von Dr. Kurt Bartusch		14
Der Mythos der Stephanskronen / Von Julius v. Szathmáry-Kiss		24
Deutsche Dichter der Gegenwart / Von Wolfgang Schöningh		28
Neue Wege der ungarischen Geschichtsforschung / Von Dominik Kosáry		33
Neue Wege der ungarischen Literaturgeschichte / Von Thomas v. Bogyay und Ladislaus Hadrovics		36
Junge Generation in Ungarn / Von Dr. Hanns Jobst		38
Der Scoutismus und das nationalsozialistische Deutschland / Von Ernst Bargel		41
Oekonomischer Konferenz des Weltstudentenwerks in Cambridge / Von Dr. Herbert Scurla		45
Brücken zum Ausland		49
65. Geburtstag Ewald von Massows / Bergakademie Freiberg und Ausland / Reichsausländer an deutschen Hochschulen / Deutsche Reichschulstatistik / Die Uebervölkerung der europäischen Hochschulen / Internationale wissenschaftliche Kongresse / Veröffentlichungen des Petrarca-Hauses / Vortragsreise von Mr. Alan Collingridge / Llewellyn Griffith + / Deutsche Wissenschaft und Ausland / Deutsche Hochschule für Politik		
Zeitschriftenschau		59
Neue Bücher		67

HOCHSCHULE UND AUSLAND	
ist die deutsche Zeitschrift für die Pflege der zwischenstaatlichen geistigen Zusammenarbeit. Sie ist zugleich das Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes e. V. und der Deutschen Kommission für geistige Zusammenarbeit. Herausgeber: Dr. jur. Dr. phil. Adolf Morsbach	
Erscheint am 1. jeden Monats. — Vierteljährlicher Bezugspreis 2.50 RM. — Bestellungen unmittelbar beim Verlag und bei jeder Buchhandlung. — Postscheckkonto: Berlin 38914. — Anzeigen-Preise nach Tarif	
Verlag: Kulturpolitische Gesellschaft m. b. H., Berlin C2, Schloß Fernsprecher: Amt E2 Kupfergraben 5741	

The statistical yearbook of the German universities also gives detailed specifications concerning the subjects foreign students were studying as well as the universities and other types of »Hochschulen« they were enrolled at. It seems that Hungarian students predominantly enrolled in medicine, law, chemistry, and mechanical engineering programs, mostly in Berlin, Munich, and Frankfurt am Main.⁸ An important exception to this scheme was the traditional and close cooperation between the Protestant University of Halle and the Calvinist University of Debrecen.⁹ Thus, Halle was a stronghold of Hungarian students who were rather averse to ideological indoctrination by National Socialist ideas. The German authorities, however, considered it inopportune to restrict this religious cooperation.

Fig. 3 »Hochschule und Ausland«, May 1934

While the number of Hungarian students in the newly founded »Third Reich« had dropped to a tiny group, their indoctrination was significantly enforced by Germany after the 1933 »National Revolution«. Already in February 1933, Professor Julius von Farkas, the director of the Hungarian Institute in Berlin since the late 1920s and an ardent supporter of the »New Order«, gave a radio speech on »Der ungarische Student in Deutschland«, the ideological colouring of which being in no doubt.¹⁰ In May 1934, the DAAD periodical »Hochschule und Ausland« published a special issue on Hungary, where leading Hungarian scholars outlined problems of Hungarian historiography and literature from a nationalist point of view.¹¹ **fig. 3**

Diplomacy and education policies

On the higher diplomatic level, the Hungarian-German academic exchange was also strengthened when, in October 1934, the German Minister of Science, Education and National Culture, Bernhard Rust, visited his Hungarian counterpart, Dr Bálint Hóman, and negotiated with him an intensified exchange of professors, students, and books.¹² **fig. 4** Two years later, in June 1936, Hóman returned the visit and signed a »detailed and extensive cultural agreement«, which included the exchange of professors, assistants, students, pupils, lecturers, and motion pictures, as well as summer courses, exhibitions, and an interlibrary loan.¹³ Obviously, this agreement had an impact on the number of Hungarian students in Germany, though we do not have any figures: »Die groß angelegte Kulturpolitik des Dritten Reiches begünstigte das Studium der ungarischen Studenten in Deutschland. Durch den im Jahre 1936 abgeschlossenen Kulturvertrag wurde auch die Zahl der ungarischen Studenten erhöht.«¹⁴

In the wake of this agreement, the DAAD issued six of its 152 annual fellowships for German students studying abroad for studies in Hungary. Furthermore, some twenty students were sent to Hungary for summer courses.¹⁵

In addition, through its branch in Budapest, the DAAD developed cultural activities in Hungary: For example, at the end of 1937, when an exhibition of German books was arranged in cooperation with



Fig. 4 German Minister for Science, Education and National Culture Rust and the Hungarian Minister of Cultural Affairs Dr Bálint Hóman (left) at the Anhalter Bahnhof, Berlin

the NSDAP-Ortsgruppe Budapest and the German community there, it was opened by the famous Nazi writer Will Vesper.¹⁶ The »Anschluss« of Austria in 1938 caused some difficulties in Hungarian-German cultural relations,

and these were discussed in Berlin on 9 January 1939 by the German-Hungarian Cultural Board under the presidency of the Hungarian Vice-Minister of Education Kálmán Szily and Rust's Secretary of State, SS Oberführer Werner Zschintzsch. Both agreed that although the Hungarian-Austrian Cultural Agreement had »meanwhile expired«, the direct academic cooperation between Hungary and institutions within the territory of the former Austrian state should go on »undisturbed«.¹⁷

The same Zschintzsch outlined in a speech at the founding ceremony of the German-Hungarian Society in 1939 the development of academic and cultural ties between both countries since 1933. According to him, the scheduled number of six fellowships for German and Hungarian exchange students, which was set by the DAAD and the Hungarian National Council for Fellowships, was exceeded by far in reality, as were the three fellowships for Hungarian scholars issued by the Alexander von Humboldt Foundation. Thus, between 1936 and 1940, instead of forty-five fellow-

ships given to Hungarians, there were 107, as well as eighteen short-term fellowships for summer courses. The exchange of trainees numbered ten to twelve, and the exchange of pupils was seventy-two per year.¹⁸ The German-Hungarian Society issued its own stipends, the Lübbert Fellowships, and, beyond that, organized the social life of the students from Hungary through meetings with their German fellow students at »Bierabende« and other activities. It also supervised the Collegium Hungaricum, a Hungarian dormitory in Berlin, which had been established in the nineteenth century.¹⁹ fig. 5

German ideology versus Hungarian nationalism among Hungarian students

Although the »quantity« of the Hungarian-German academic exchange diminished until 1936 and most probably did not rise by any significant extent thereafter, the »quality«, meaning the intensity of ideological indoctrination, apparently rose. A development like this is of course difficult to determine or to measure, but nevertheless we can make use of quite a few accounts by Hungarian students which clearly show their affinity for National Socialist ideas and the strong impressions made by their stay in the »Third Reich«. The writings of Dr Attila von Orkonyi, a DAAD fellow who then became an official in the Hungarian diplomatic service, are a good example of these.²⁰ In December 1940, he published an article on »Die Gestaltungskraft des Völkischen und des Großraumprinzips« in »Geist der Zeit«, where he reproduced the major propaganda and theory stereotypes of the »Third Reich«, starting from the slogan according to which the war at hand was »forced upon Germany by Great Britain« up to »völkisch« myths: »Das Volkstum bildet mit der Natur einen gegebenen Wert, der nicht angetastet werden darf.« Having recognized that his thoughts on the term »Volk« as a value superior to the term »Staat« could bring readers in dangerous proximity to radical democratic ideas, he solves this dilemma by introducing the new term »Bevölkerung«. To the latter in its concrete meaning he attributes much less political significance than to the mythical »Volk«. According to Orkonyi, the myth of the »Volk« justifies the extension

of a country's territory in order to unite the whole »Volk« into one state. He continues by listing two

principles which rule this process of bringing the »Volk« under one administrative-political roof: the first is the »völkisches Territorial- oder Anschlussprinzip«, and the second, the »Großraumprinzip«. Obviously with the Hungarian case in mind, Orkonyi states that the »Anschlussprinzip« is not necessarily to be realized by force, but that even non-German neighbours of the »Third Reich« have the option to voluntarily join the German »Volk« and to dissolve into it: »Eine Ausdehnung der Reichsgrenzen über die Volksgrenzen, d.h. eine Überschreitung des völkischen Territorialprinzips kann in zwei Fällen gesehen werden. Es ist durchaus möglich, daß ein neben der Grenze angesiedeltes Volk anderen Volkstums sich dahin entscheidet, dem Reich beizutreten. Dieser Volksentscheid, das Prinzip der Selbstbestimmung, fußt jedoch auf dem subjektiven Begriff der Volksbegriffsbestimmung. Der Anschluss eines Volkes an ein anderes Volk kann ferner auch damit begründet werden, daß ein Volk aus kulturellen, zahlenmäßigen oder geographischen Gründen nicht die Fähigkeit besitzt, Frieden und Ordnung im Rahmen des eigenen Staates zu sichern und daher das Recht zur Staatenbildung verliert, das Fähigkeitsprinzip der Staatenbildung.«²¹

STEFAN TROEBST is professor of East European Cultural History at Leipzig University and deputy director of the Leibniz Institute for the History and Culture of Eastern Europe (GWZO). He spent the academic year 1980/81 with a graduate fellowship from the German Academic Exchange Service (DAAD) at Indiana University in Bloomington, Indiana (USA). In the spring semester of 1981 he attended a seminar on »Hungary in the 20th Century« at the university's Uralic-Altaic Department and wrote the term paper documented here. The seminar was taught by György Ránki, the first holder of the department's Hungarian chair. Ránki (1930–1988), a Holocaust survivor, was an internationally renowned contemporary historian at the Institute of History of the Hungarian Academy of Sciences in Budapest. Today, the chair in Bloomington is named after him. (On Ránki's influence on Troebst see TROEBST, Stefan: »Braune« DAAD-Geschichte im Land der Rotnacken. Zum akademischen Frühwerk eines exzessiven Stipendiaten. In: Johanni Golombek *Servitori Scientiarum Nobilissimo*. Ed. by Krzysztof RUCHNIEWICZ and Marek ZYBURA. Wrocław 2013, 90–95.)

The final part of this striking passage is obviously related to Czechoslovakia and Poland. However, in opposition to the probable hopes of Orkonyi, in 1944 the Germans employed the second principle outlined in the passage in regard to Hungary by the very »geographic reasons« he quotes. Further, in defining the terms »Großraum« and »Lebensraum«, he readily accepts the economic position allotted to Hungary in the »Third Reich«. In Orkonyi's opinion, the »Wirtschafts-Ergänzungsraum«, that is, the »mutual« assistance between the highly industrialized Germany and the agrarian countries of Southeastern Europe, secures the peaceful and just reorganization of the Versailles system: »Völkisches und Großraumprinzip sind also beide Gestaltungsformen desselben Aufbauwillens: den Völkern Europa seine konstruktive Epoche des Friedens und der Ordnung zu schenken.«²²

The most striking fact in regard to Orkonyi's thoughts is probably the extent to which he absorbed the National Socialist German ideology: He regards this ideology as more important than his own Hungarian nationalism and even suggests the disintegration of the Hungarians into the superior German »Volk«.

Fig. 5 Dining room in Collegium Hungaricum, Berlin



»Aufopferungswille«, sports, and »Pünktlichkeit«

It is not much of a surprise that students from a revisionist country such as Hungary, where the entire public sphere was dominated by a traditional and rabid irredentism, were especially enthusiastic about the »New Order« in Europe propagated by the National Socialist foreign policy and, in particular, by the Munich Agreement and the First Vienna Arbitration in the autumn of 1938. Dr Kató Fejes, another DAAD fellow, described her impressions of Germany in a lengthy report for »Geist der Zeit«²³ as well, beginning with »Die Septembertage des Jahres 1938, in denen das Schicksal meines Vaterlandes sich stark mit dem Schicksal des Dritten Reiches und seines Führers verband [...]«²⁴ Like her colleague Orkonyi, she also stressed the »just« character of the German policy, particularly in regard to Czechoslovakia: »Der Potemkinbau der ehemaligen Tschecho-Slowakei verfiel vor der Kraft der Wahrheit und Gerechtigkeit.«²⁵ Fejes's account shows quite clearly her degree of identification with National Socialist ideas, although she had spent just one year in Munich, »der Stadt der Bewegung«. All major propaganda topics of the late 1930s are present in her report. Even in 1940 she sticks to the illusion of the »peace-loving and legal« character of German revisionism – an illusion not only supported by Germany but also in part by the appeasement course of the Western powers.

Sport had an important function in German propaganda – one should just recall the soothing effect of the 1936 Olympics on world opinion – and Fejes, too, was deeply impressed by her DAAD ski excursion: »Über dreißig Nationen waren vertreten. Darunter auch einige, die ich zu hassen glaubte, die ich zu hassen vielleicht Grund genug gehabt hätte. Jetzt sollten wir uns versöhnen. Wir sollten zusammenfinden, einander die Hand reichen. Wir, die Jugend der Welt. Deutschland wollte den Frieden, war im Aufbau, wuchs einer herrlichen Zukunft entgegen, und wir sollten auch lernen, wie man mitkommt.«²⁶ These last sentences in particular document the perception of the »Third Reich« as »Praeceptor Europae« and the small revisionist states as its fellow-travellers.

Another National Socialist stereotype is the emergence of the »new man«, that is to say, the

reestablishment of traditional German virtues, forming the »Volksgemeinschaft« with a strong collective sense (»Gemeinsamkeitsgefühl«) and willingness to sacrifice (»Aufopferungswille«): »Denn wenn auch die Deutschen im Kampf um ihre Zukunft materielle und anderweitige Beschränkungen auf sich nehmen, so tun sie es selbstbewusst und mit einer gewissen Würde. An einem dieser Dienstagabende hörte ich das schöne Wort: ›Ja, lieber Kamerad, unsere Freiheit? – Es steht uns frei, unserem Vaterland zu dienen.«²⁷

Proceeding in her painful report, Fejes stresses the myth of the superiority of the German-Aryan race over others, as manifested mainly in its alleged willpower and the mentioned »Aufopferungswille«. After describing a party at a summer course on »The New Germany« at the Deutsche Hochschule für Politik in Berlin on 31 August 1939, she goes on: »Da sitzt ein ernster junger Mann aus Bromberg [Bydgoszcz] in Polen. Seit vier Wochen hat er keine Nachricht von seinen Angehörigen. Aber er macht alles mit, er tanzt sogar mit zusammengekniffenem Mund, er ist ja deutsch, muss stark bleiben, niemand soll sehen, daß ihm bange ums Herz ist.«²⁸

Of course, the »Blut und Boden« myth is not missing either, particularly since it appealed to Hungarian nationalism as well: »Hier, in diesem stillen Eckchen Großdeutschlands mit seinen urwüchsigen bodenständigen Bewohnern, die als Grenzvolk noch fester als woanders an den alten Sitten und Bräuchen hielten und die mit Liebe und Begeisterung zum Obersalzberg emporblickten.«²⁹

Along with other allusions to the personality cult around Hitler (»Führerkult«),³⁰ Fejes shows a great affection for the war hysteria of September 1939: »›Danzig ist heimgekehrt!‹ [...] es gibt kein ›Entweder-Oder‹ mehr, es gibt kein Philosophieren mehr. Es gibt nur den einen Weg, der bereits angetreten wurde, den Weg des Kampfes und des Sieges. Die herzerschütternde Rede des Führers: ›... wenn mir etwas zustoßen sollte ...‹ Wir schluchzten laut.«³¹

This is an almost literal plagiarism of a Goebbels speech. Besides the »Führerkult«, also the »Führer-

blick«, Hitler's alleged impression on women, seems to have worked in Fejes's case, together with the myth of the zealous and unselfish German woman and of the immunity of German people against foreign propaganda: »Ich gehe mit meiner Lebensmittelkarte einkaufen. Stehe mit Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung im Laden zusammen. Kein einziges Wörtchen der Ungeduld. Jetzt verstehe ich die höchsten Höhen der nationalsozialistischen Weltanschauung. Keiner ist hier bloßer Zuschauer, alle kämpfen mit. Die einfachste Frau wird Mitarbeiterin des Führers, wenn sie sich nur tapfer und vernünftig benimmt, und eine jede ist stolz auf die ihr zuteil gewordene Aufgabe. Die großen Kraftreserven der Volksgemeinschaft können sich jetzt entfalten. Und dieses Volk soll mit lächerlichen Flugblättern wankelmütig gemacht werden? Nie und niemals!«³²

Fejes ends with another outburst of war hysteria and two of the oldest stereotypes attributed to the Germans: punctuality and »Gemütlichkeit«, even under war conditions!

»Nun marschieren die Truppen unheimlich schnell vorwärts. Der Polenkrieg ist so gut wie gewonnen. Der ›V[ölkische]. B[eobachter].‹ bringt das erste lächelnde Führerbild. Ich höre noch die Rede aus Danzig und dann fahre ich in einem dunklen Zug, aber recht gemütlich und fahrplanmäßig nach Hause, um bald wiederzukommen.«³³

As the quoted figures and accounts show, there were a relatively small number of Hungarian students who graduated from German universities during the »Third Reich« period compared to prewar and Weimar Germany, and some of them readily accepted the National Socialist ideological conglomerate. What positions these people held after their return to Hungary, what political and ideological impact they possessed, whether their newly acquired »Weltanschauung« lasted at all, and whether it fitted into the framework of already-existing authoritarian-racist thought in Hungary – these questions are crucial ones, but lie beyond the qualifications of the present author.

- 1 The following survey is based on the monthly journal of the DAAD, »Hochschule und Ausland. Monatsschrift für Kulturpolitik und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit«, whose subtitle was significantly changed in 1935 to »Monatsschrift für deutsche Kultur und zwischenvölkische geistige Zusammenarbeit«, on its successor journal after 1937, »Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker. Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes«, and on the yearbook of the Hungarian Institute in Berlin, »Ungarische Jahrbücher«. The statistical data are taken from »Deutsche Hochschulstatistik«, after 1935 »Die Deutschen Hochschulen. Eine Übersicht über ihren Besuch«. Unfortunately, no Hungarian accounts in non-Hungarian languages could be located.
- 2 DEUTSCH, Karl W.: Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundations of Nationality, Cambridge, MA, London 1953.
- 3 Cf. several articles commemorating the founding of this institute in: Ungarische Jahrbücher XX (1940), 1–136.
- 4 Brücken zum Ausland. Tagung der Akademischen Auslandsstellen. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für Kulturpolitik und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XI/12 (1933), 47.
- 5 Deutsche Hochschulstatistik 7 (1931), 65. – Oberregierungsrat Dr. KELLER: Die Entwicklung des Ausländerstudiums. In: Deutsche Hochschulstatistik 11 (1933), 31.
- 6 Ibid., 31–32.
- 7 PAPP, Zoltan von/SZENT-IVÁNYI, Bela von: Hundert Jahre Bund Ungarischer Hochschüler in Berlin. In: Ungarische Jahrbücher XXII (1942), 21. From 1947 on, the linguist Béla Szent-Iványi taught at the Finno-Ugric Institute of Friedrich Wilhelm University in the Soviet sector of Berlin (renamed in 1949 into Humboldt University).
- 8 Deutsche Hochschulstatistik 10 (1933), 172. – Deutsche Hochschulstatistik 11 (1934), 128.
- 9 Brücken zum Ausland. Ausbau der deutsch-ungarischen Kulturbeziehungen. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für deutsche Kultur und zwischenvölkische geistige Zusammenarbeit und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XIV/11 (1936), 1040–1041.
- 10 Das Ungarische Institut an der Universität Berlin in den Jahren 1932/1933. In: Ungarische Jahrbücher XII (1933), 373.
- 11 SZATHMÁRY-KISS, Julius von: Der Mythos der Stephanskronen. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für Kulturpolitik und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XII/5 (1934), 24–28. – KOSÁRY, Dominik: Neue Wege der ungarischen Geschichtsforschung. In: *ibid.*, 33–36. – BOGYAY, Thomas von/HADROVICS, Ladislaus: Neue Wege der ungarischen Literaturgeschichte. In: *ibid.*, 36–37. – JOBST, Hanns: Junge Generation in Ungarn. In: *ibid.*, 38–41.
- 12 SCURLA, Herbert: Zwischen den Völkern. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für Kulturpolitik und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XII/12 (1934), 41–42.
- 13 Brücken zum Ausland. Das deutsch-ungarische Kulturabkommen. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für deutsche Kultur und zwischenvölkische geistige Zusammenarbeit und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XII/7 (1934), 669.
- 14 PAPP/SZENT-IVÁNYI (cf. n. 7), 21.
- 15 Brücken zum Ausland. Der deutsche Studentenaustausch im Studienjahr 1936/37. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für deutsche Kultur und zwischenvölkische geistige Zusammenarbeit und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XIV/11 (1936), 1038.
- 16 Brücken ins Ausland. Deutsche Buchausstellung in Budapest. In: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für deutsche Kultur und zwischenvölkische geistige Zusammenarbeit und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XV/1 (1937), 59–60.
- 17 Mitteilungen. Beratungen des deutsch-ungarischen Kulturausschusses. In: Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker. Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes XVII/2 (1939), 131.
- 18 Vortrag des Herrn Staatssekretär Dr. Zschintz. Das deutsch-ungarische Kulturabkommen und seine Auswirkungen. In: Ungarische Jahrbücher XX (1940), 134–135.
- 19 WEITZ, A.: Tätigkeitsbericht der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft von April 1942 bis April 1943. In: Ungarische Jahrbücher XXIII (1943), 332.
- 20 ORKONYI, Attila von: Die Außenpolitische Erziehung in Ungarn. In: Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker. Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes XVII/12 (1939), 868–870. – IDEM: Die Gestaltungskraft des Völkischen und des Großraumprinzips. In: Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker. Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes XVIII/12 (1940), 756–759.
- 21 *Ibid.*, 757.
- 22 *Ibid.*, 759.
- 23 FEJES, Kató: Eine ungarische Ärztin erlebt den Kriegsausbruch in Deutschland. Aus dem Bericht einer Stipendiatin. In: Geist der Zeit. Wesen und Gestalt der Völker. Organ des Deutschen Akademischen Austauschdienstes XVIII/5 (1940), 308–312.
- 24 *Ibid.*, 308.
- 25 *Ibid.*, 309.
- 26 *Ibid.*, 310.
- 27 *Ibid.*, 309. »Dienstagabende« refers to tea parties at the DAAD office.
- 28 *Ibid.*, 311.
- 29 *Ibid.*, 310.
- 30 *Ibid.*, 311.
- 31 *Ibid.*
- 32 *Ibid.*, 311–312.
- 33 *Ibid.*, 312.
- 34 For statistical data for 1913 see: Hochschule und Ausland. Monatsschrift für Kulturpolitik und zwischenstaatliche geistige Zusammenarbeit XXI/5 (1934), 54; from 1925 to summer term 1931 see: Deutsche Hochschulstatistik 7 (1931), 72; for winter term 1931 see the following issues 8–14, various pages; for 1933 to 1935 see: Die Deutschen Hochschulen. Eine Übersicht über ihren Besuch 1 (1936), 64.

JAN ZOFKA

Wenn Post von Chruschtschow kommt, ...

... ist das noch lange nicht das letzte Wort.
 Sozialistische Industrialisierung in den 1950er Jahren
 in transnationaler Perspektive

Eine Stahlindustrie für Bulgarien?

Im Oktober 1955 schrieb der Erste Sekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU) Nikita Chruschtschow der bulgarischen KP-Führung im Anschluss an eine Bulgarien-Reise einen Brief. Genau genommen hatte Chruschtschow den Brief nicht an das Zentralkomitee (ZK) der Bulgarischen Kommunistischen Partei (BKP) adressiert, sondern an dasjenige seiner eigenen Partei – und dieses leitete den Brief unverändert weiter, ohne sich die Mühe zu machen, Briefkopf und Satzbau zu ändern. »Nach meiner Reise nach Bulgarien sind mir ein paar Gedanken gekommen, die ich mit Euch [mit den ZK-Mitgliedern der KPdSU] diskutieren möchte.« Das lasen nun die Mitglieder des ZK der BKP in Sofia und wurden nicht einmal direkt angesprochen. Dabei waren die Dinge, die Chruschtschow in diesem Brief ausbreitete für sie von größter Bedeutung. »Das bulgarische Volk ist sehr fleißig«, gab sich Chruschtschow gönnerhaft als Kenner. So schlug er vor, die bulgarische Landwirtschaft mit der Lieferung von landwirtschaftlichen Maschinen zu unterstützen. Über dieses Hilfeversprechen kam er dann zur Kernaussage des Briefs: Bulgarien könne seine Maschinen eben nicht

selbst bauen, da der Aufbau einer Stahl- und Schwerindustrie in dem Land keinen Sinn mache. Ohne Rohstoffe, ohne Steinkohle, ohne Eisenerz sei eine durchgehende Schwerindustrialisierung »pure Phantasie«.¹ Vielleicht könne die Arbeiterschaft in Bulgarien ja Fahrräder bauen und später womöglich Autoteile zusammenmontieren, die in anderen Ländern, die dem Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe (RGW) angehörten, produziert werden, schlug der sowjetische Parteichef vor. Die bulgarische Parteiführung bedankte sich artig für den weitergeleiteten Brief und das Hilfsangebot und wünschte dem sowjetischen Parteichef allerbeste Gesundheit. Im Jahr darauf wurde dann allerdings der Bau des damals größten Stahlwerks Südosteuropas in Kremikowci in der Nähe von Sofia in Angriff genommen. **Abb. 1** Und weitere zwei Jahre später, im Herbst 1958, verkündete die bulgarische Regierung dann auch noch, das Programm der wirtschaftlichen Entwicklung durch einen »Wirtschaftlichen Sprung nach vorn« weiter zu beschleunigen.

Dass die bulgarischen Parteichefs keineswegs erfreut waren über die von Chruschtschow angebotene Hilfe und dass sie nicht gedachten, die Rolle eines Obst- und Gemüselieferanten für die industrialisierten RGW-Länder zu spielen, deutete sich bereits in der

Abb. 1 Stahlwerk Kremikowci





Abb. 2 Fritz Selbmann bei der Eröffnung des Braunkohlen-Kokskombinat Schwarze Pumpe

JAN ZOFKA trug bis Dezember 2016 mit seinen Forschungen zu Transfers und wirtschaftlicher Zusammenarbeit zwischen den RGW-Staaten und der Volksrepublik China zum Themenfeld »Transnationale Zeitgeschichte Ostmitteleuropas« am GWZO bei. Heute ist der Historiker im Sonderforschungsbereich »Ver-räumlichungsprozesse unter Globalisierungsbedingungen« an der Universität Leipzig im Projekt »Ost-Süd-Beziehungen im Globalen Kalten Krieg« tätig.

um die nötigen Maschinen bereitzustellen, nicht über die Technischen Hochschulen, um die für den Betrieb erforderlichen Fachleute auszubilden, und nicht über die Finanzmittel, um das ganze Projekt zu finanzieren. Die sowjetische Führung musste mit Krediten, Expertise, Ingenieuren, Maschinen, Rohstoffen und geologischen Untersuchungen aushelfen. So gesehen hat Michael Palairet Recht, wenn er den Aufbau des Werks als ein »sowjetisches Projekt, das quasi zufällig auf bulgarischem Boden stattfand«, beschreibt.²

Debatte über den Brief Chruschtschows im ZK an. Teile der Parteiführung strebten entgegen den Vorstellungen des sowjetischen Parteichefs den schnellen Aufbau einer Schwerindustrie an.

Zweifelsohne verfügte die bulgarische Regierung selbst nicht über das Know-how, um ein Stahlwerk von der Größenordnung wie in Kremikowci zu konzipieren, nicht über die Rohstoffe,

Andererseits hatte sich aber doch der häufig als allmächtig beschriebene Generalsekretär der KPdSU gegen den Aufbau einer Stahlindustrie in Bulgarien ausgesprochen. War Moskau oder die KPdSU oder ihr Politbüro vielleicht doch nicht so omnipotent und der treueste Satellit Bulgarien vielleicht doch nicht so brav, wie es klassische Darstellungen vom Ostblock im Kalten Krieg glauben machen? Zwischen dem Brief von Chruschtschow, der sich auch später noch skeptisch über die bulgarische Industrialisierungspolitik äußerte, und dem Bau des Stahlwerks lag ein Aushandlungsprozess, in dem die bulgarische Seite zumindest einen Teil ihrer Interessen durchsetzen konnte. Die Industrialisierung der sozialistischen Peripherien wurde nicht allein in Moskau beschlossen. Wirtschaftshilfen und die Agreements über die Arbeitsteilung im RGW und im sozialistischen Lager jenseits davon waren Resultate von Verhandlungsprozessen einer Vielzahl von Akteuren.

Kohle als Brennstoff der sozialistischen Industrialisierung

An diesen Aushandlungsprozessen waren nicht nur Parteiführer beteiligt, sondern auch die mit der Frage der Rohstoffe und des Industriebaus beschäftigten Experten. Rohstoffe waren nicht nur in Bulgarien rar, sondern auch in anderen RGW-Ländern wie der DDR. Hier waren mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland sowohl die gesamte Stahlindustrie als auch die Steinkohlevorkommen jenseits der Grenze verblieben. Steinkohle aber ist die Grundlage zur Gewinnung des zur Stahlherstellung nötigen Koks. Die DDR verfügte wie Bulgarien fast ausschließlich über Braunkohle. Anders als Bulgarien hatte die DDR aber Ingenieure, die an Ersatzverfahren arbeiteten, um die Braunkohle für die Stahlindustrie nutzbar zu machen. **Abb. 2** So beauftragte der Minister für Schwerindustrie Fritz



Selbmann, der während des Nationalsozialismus im Konzentrationslager interniert war, das ehemalige NSDAP-Mitglied Professor Erich Rammler von der Bergbau-Universität Freiberg, ein Verfahren zur Verkokung von Braunkohle zu entwickeln. Rammler wurde so zum »Erfinder des Braunkohle-Hochtemperatur-Kokes«.³

Zudem waren die Brennstofffachleute in der DDR um Rammler an der Weiterentwicklung von Verfahren zur Gewinnung flüssiger Brennstoffe aus Kohle beteiligt. Während die Wirtschaft in den kapitalistischen Zentren längst mit Erdöl angetrieben wurde, war der Brennstoff der sozialistischen Industrialisierung der 1950er Jahre weiterhin die Kohle. Um wenigstens einen Teil dieses technologischen Rückstands wettzumachen, wurden Kohle-Veredelungsverfahren forciert. Diese Technologien werden häufig mit den Autarkie-Projekten des nationalsozialistischen Deutschlands und dem südafrikanischen Apartheidstaat in Verbindung gebracht. Tatsächlich gehörte Erich Rammler zu einer Reihe von Ingenieuren, die an der Entwicklung von Verfahren zur Herstellung von flüssigen und gasförmigen Treibstoffen aus Kohle beteiligt waren, die für die nationalsozialistischen Expansionspläne angesichts der geringfügigen Ölvorräte in Deutschland und in Rumänien gebraucht wurden. In der DDR war die Technologie jedoch keineswegs Bestandteil eines politischen Autarkie- und Expansionsprojekts, sondern eines Industrialisierungsvorhabens mit begrenzten Ressourcen. Das oberste Ziel der sozialistischen Bürokratien war es, die Technologien auf der Höhe der Zeit zu besitzen und diese fußten auf flüssigen Brennstoffen. Gleichzeitig konnten sich die Ingenieure des sozialistischen Industrialisierungsdrives der 1950er Jahre auf Öl-Lieferungen aus der Sowjetunion noch nicht verlassen.⁴ Noch in den 1950er Jahren wurde schließlich in der DDR die Kohlehydrierung weitgehend eingestellt – wegen Unwirtschaftlichkeit. Wie in der kapitalistischen Welt hingen spätere Konjunkturen der synthetischen Kraftstoffgewinnung von der Entwicklung des Ölpreises ab. Für die ostdeutschen Planer der 1950er Jahre stellte die Kohleveredelung nicht ein Mittel zur Vertiefung der nationalen Selbstgenügsamkeit dar, sondern vielmehr unternahmen sie den Versuch, die Technologie weiterhin als Verkaufsgut zu nutzen und sie in die (sozialistische) Welt zu exportieren.

Ingenieure unterwegs in der (sozialistischen) Welt

Im Rahmen der wissenschaftlich-technischen Zusammenarbeit (WTZ) und im Außenhandel bot die DDR ihre Expertise oder gleich komplette Anlagen feil. In Projektierungsbüros in Leipzig (Projektierungs-, Konstruktions- und Montagebüro Leipzig Anlagenbau) und Böhlen (Ingenieurtechnische Zentralstelle Böhlen) planten Anlagenbauer Projekte in der ganzen sozialistischen Welt. Die teils vormals in Nazi-Deutschland aktiven Ingenieure reisten nun durch den RGW, um ihr Wissen weiterzugeben bzw. anzuwenden. So entwickelte sich etwa die Kohleexpertise des besagten Freiburger Professors Erich Rammler im Rahmen der WTZ zum DDR-Exportschlager. Rammler fuhr beispielsweise nach China, um den Aufbau eines Kohlehydrierwerks vor Ort zu prüfen und zu begleiten.^{Abb. 3} Zudem leitete er den Aufbau eines Brikettier-Werks im bulgarischen Marica-Becken und sollte die Eignung bulgarischer Kohle zur Weiterverarbeitung feststellen. Gerade das Fehlen von Rohstoffen aber hatte Chruschtschow in seinem Brief als zentrales Argument gegen eine (Schwer-)Industrialisierung Bulgariens angeführt. Insofern wird klar, welche Bedeutung die Ergebnisse und Interpretationen der Ingenieure und Wissenschaftler aus der DDR, Tschechoslowakei

Abb. 3 »Von der entwickelten Wirtschaft der Sowjetunion lernen, heißt unsere Nation aufbauen.« Propagandaplakat VR China, 1953





Abb. 4 Otto Grotewohl (mit erhobenen Arm) neben Dong Biwu, Vertreter des ZK der KP China, V. Parteitag der SED, Juli 1958

oder Sowjetunion für die gesellschaftliche Entwicklung in den Ländern der sozialistischen Peripherie besaßen.

Zugegeben, in Fällen, in denen die jeweilige Parteiführung dem Projekt hohe Bedeutung beimaß, konnte die Expertise der Wissenschaftler durchaus auch übergangen werden. So wurde das skeptische Urteil sowjetischer Wissenschaftler

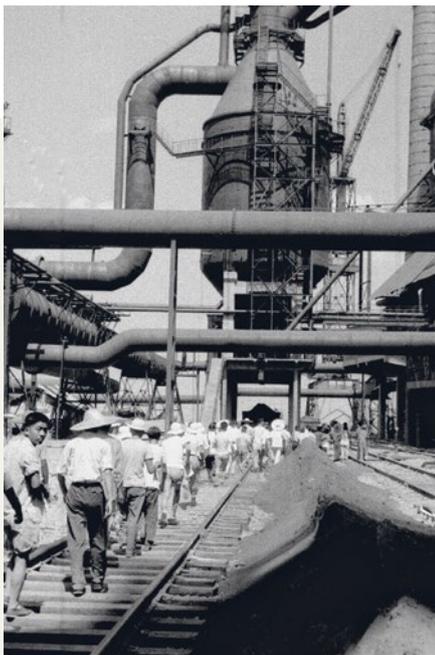
zum Eisenerzvorkommen im Vorfeld des Baus von Kremikowci geflissentlich ignoriert. Hier ging es um den Aufbau einer eigenen Stahlindustrie und damit um das Lieblingsprojekt des dominanten Teils der bulgarischen Parteiführung (andere Führungsmitglieder teilten die Skepsis aus Moskau), das gegebenenfalls auch gegen das Expertenwissen und die eingangs angeführten Maßgaben von Chruschtschow durchzusetzen war. In den Fällen, in denen Investitionsentscheidungen nicht ganz so politisch überformt waren wie bei diesem Flaggschiff der sozialistischen Entwicklung Bulgariens, waren die Meinungen der Experten aus Bau, Bergbau, Geologie oder Industrie aber durchaus von Gewicht.⁵ Die Bedeutung vorhandener Industrie, der zugehörigen Fachschulen und des darauf basierenden Expertenpools, nicht zuletzt in der DDR, ist für die Industrialisierung der sozialistischen Welt in den 1950er Jahren nicht zu unterschätzen.

Wirkungen nicht nur in eine Richtung

Dabei war dieser Technologietransfer keineswegs eine Einbahnstraße. Die Entwicklungen in den sozialistischen Ländern, die in geringerem Maße industrialisiert waren, wirkten auf die Prozesse in den industriellen Zentren des Sozialismus zurück. Eine ganz besondere Rolle spielte China in den 1950er Jahren. Die sozialistischen Führer der kleinen ostmitteleuropäischen Länder (und sogar Chruschtschow, der

in seinen Memoiren schrieb: »after all, China was China«⁶) waren fasziniert von der Idee, dass das einwohnerstärkste Land der Erde zu ihrem Lager gehörte. Die Politik der chinesischen Führung war ihnen bis Ende der 1950er Jahre durchaus immer wieder ein Vorbild. Beispielsweise wurde in der DDR Chinas »Großer Sprung nach vorn« in den ersten Monaten überschwänglich begrüßt und medial begleitet.⁷ In Bulgarien riefen die Partei- und Regierungschefs Todor Schiwkow und Walko Tschewenkow, wie in der Einführung erwähnt, gar selbst eine wirtschaftspolitische Kampagne unter der Parole »Sprung nach vorn« aus. Wie Mao Zedong und die KP Chinas verwalteten sie ein vorrangig agrarisch geprägtes Land mit einem hohen Anteil von Arbeitslosen in den ländlichen Gebieten und mit zu geringen (Kapital-)Mitteln, um eine Industrialisierung voranzutreiben. Einige Antworten, die der »Große Sprung nach vorn« dafür anbot, vor allem die Mobilisierung von unbezahlter Arbeit für Landwirtschafts- und Bauprojekte, eine extreme Vergrößerung der Agrarbetriebe und gleichzeitige Investitionen in die Schwerindustrie, klangen für die bulgarischen Politiker vorübergehend vielversprechend. Anfang der 1960er Jahre mussten sie die beschleunigte Industrialisierung schließlich stoppen. Die Auslandsschulden waren trotz des Versuchs der Lohnkostensenkung durch die Mobilisierung unbezahlter Arbeit extrem schnell gestiegen und die Sowjetführung zeigte sich immer weniger bereit, die Zahlungsunfähigkeit Bulgariens durch ihre international operierenden Banken in London und Paris mit Umschuldungskrediten abzuwenden.⁸

Die von China ausgehenden Impulse auf das sozialistische Europa fanden aber auch auf Ebenen unterhalb der Regierungsspitzen statt. Für die Außenhandelspolitiker und Manager des am stärksten industrialisierten Landes des Ostblocks, der DDR, war China vor allem ein großer Markt, auf dem man Rohstoffe einkaufen und Maschinen verkaufen konnte. Der Austausch mit China veränderte die Institutionen des DDR-Außenhandels. In den Industrieministerien richteten die Abteilungen für internationale Beziehungen eigene China-Büros ein. Das Außenhandelsministerium gründete das Unternehmen China-Export-Corporation, das sich auf den Dreieckshandel zwischen Bundesrepublik, DDR und China spezialisierte. Die Exportplaner im Anlagenbau hofften, dass



die Größe des chinesischen Marktes der DDR helfen würde, den Export von Industrieanlagen zu professionalisieren und das Geschäft so ausbauen zu können. Die Vertiefung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit mit China wurde auf höchster politischer Ebene von Ministerpräsident Otto Grotewohl und seinem Stellvertreter, dem erwähnten vormaligen Minister für Schwerindustrie, Fritz Selbmann, unterstützt und vorangetrieben.⁹ **Abb. 4** Im Unterschied dazu stellten sich Betriebsleitungen gegen Maßnahmen der technischen Zusammenarbeit und gegen den Export von Technologien. Unter anderem argumentierten sie gegenüber der politischen Führung, dass ein solcher Technologietransfer die eigenen Exportmöglichkeiten einschränke. Bei manchen Projekten verzögerten die Betriebe die Mitarbeit, bei anderen verweigerten sie sich komplett.¹⁰ Auch hier zeigt sich, dass die Pläne der politischen Führung nicht ohne Weiteres Realität wurden und das Handeln unterer Ebenen für den Verlauf des sozialistischen Industrialisierungsprojekts eine erhebliche Bedeutung besaß. Mitte der 1950er Jahre hatten die DDR-Planer über 80 industrielle Großprojekte in China angestrebt, realisiert wurde letztlich eine viel kleinere Zahl, darunter ein Schleifscheibenwerk in Zhengzhou und eine Fabrik für Fernmeldetechnik in der Nähe von Peking.

Auch die Bulgaren hofften ihre im RGW-Rahmen neu erworbene industrielle Expertise gleich in Exportaufträge umsetzen zu können und bauten Kraftwerke und Anreicherungswerke für Buntmetall in China. Trotz der Sprung-nach-vorn-Euphorie der späten 1950er Jahre und der ebenfalls agrarischen Prägung

der bulgarischen Wirtschaft betrachteten die Ingenieure und Politiker Bulgariens das ferne China als ein unterentwickeltes Land und sich selbst als Teil eines technisch überlegenen, sozialistischen Europa.

Die bedeutende technisch-wissenschaftliche und industrielle Zusammenarbeit zwischen den RGW-Ländern und China wurde durch den politischen Bruch zwischen der Sowjetunion und China relativ abrupt beendet (wobei der Handel in reduzierter Form weiterging), aber dennoch hatten diese Kooperationen die sozialistische Welt, ihre Aspirationen und den RGW geprägt. China war in den 1950er Jahren fast durchgängig der wichtigste Handelspartner der Sowjetunion.¹¹ Gleichzeitig war das sozialistische Industrialisierungsprojekt für Chinas Entwicklung in den 1950er Jahren von größter Bedeutung. Die in diesem Austauschprozess gebauten Anlagen bildeten vielerorts die Grundlage der heutigen Industrien in der mittlerweile größten Wirtschaftsmacht der Welt. **Abb. 5-7**

Abb. 5-7 »Der große Sprung nach vorn«, Fotoreportage von Wolfgang Schröter für die Illustrierte *Freie Welt*, 1959

Sozialistische Industrialisierung als Prozess mit vielen Zentren

Aus transnationaler Perspektive stellt sich die Industrialisierung in der sozialistischen Welt der 1950er Jahre nicht als zentral gesteuerter Prozess dar, in dem ein Machtzentrum in einem monolithischen Block alles entschied. Eine Vielzahl von Akteuren mit mehr oder weniger Einfluss auf Entscheidungen

und Resultate war beteiligt. Weder Moskau noch die nationalen Parteiführungen konnten im Alleingang entscheiden, welche Investitionen wo getätigt werden. Die internationale Zusammenarbeit hatte für die nicht-industrialisierten sozialistischen Länder eine große Bedeutung und der RGW war hier keineswegs nur eine Scheinveranstaltung zur Durchsetzung der Moskauer Interessen, wie dies ein erheblicher Teil der Forschung der 1990er Jahre annimmt. Gleichzeitig wurden diese Projekte auch nicht losgelöst vom Rest der Welt durchgeführt, sondern in Verzahnung mit der globalen Kapitalzirkulation. Der Westen bzw. der kapitalistische Weltmarkt, von dessen modernen Technologien, Materialien und Kapital die sozialistische Industrialisierung abhängig war, stand bei dieser Zusammenarbeit immer als graue Eminenz im Raum. Die DDR-Planer mussten beispielsweise für alle Projekte in China Bestellungen im kapitalistischen Ausland aufgeben, im Normalfall in der Bundes-

republik. Gerade diese semiperiphere Position des sozialistischen Lagers stand auch einer größeren Machtaneignung durch Moskau entgegen – die Sowjetunion konnte den Bedarf ihrer Partnerländer, die immer auch eine eigene Agenda verfolgten, nicht decken.

Wenn Chruschtschow also einen Brief schrieb, war das zunächst einmal nur ein Brief, auch wenn Form und Inhalt des Schreibens einen sehr weitgehenden Machtanspruch geltend machten. Wie man nicht zuletzt an der anders verlaufenen wirtschaftlichen Entwicklung sehen kann, hatten deutlich mehr Akteure und Faktoren Einfluss auf die Entscheidungsfindung als nur der politische Wille des KPdSU-Generalsekretärs: von der chemischen Zusammensetzung der Rohstoffe an bestimmten Orten über die Karriereinteressen von Ingenieuren und die institutionellen Interessen von Staaten, Behörden oder Betrieben bis hin zur ökonomischen Hegemonie des Westens.

- 1 Schreiben von Nikita Chruschtschow an das ZK der KPdSU/ZK der BKP vom 27. Oktober 1955. In: Centralen dăaržaven archiv na Republika Bălgarija [Zentrales Staatsarchiv der Republik Bulgarien], f. 1 B, op. 5, a. e. 189, l. 3–9; <http://politburo.archives.bg>, Plenum des ZK 1950–1959, Material zum Plenum 6./7. Dezember 1955.
- 2 PALAIRET, Michael: Lenin and Brezhnev: Steel Making and the Bulgarian Economy, 1956–90. In: *Europe-Asia Studies* 47/3 (1995), 493–505, hier 494.
- 3 WÄCHTLER, Eberhard: Erich Rammler. Leipzig 1976.
- 4 BECKER, Karl: Der Weg des Leuna Werkes zum Chemieunternehmen: Ein Stück Geschichte der technischen Chemie – Teil 2. In: *Chemie Ingenieur Technik* 85/12 (2013), 1835–1852. Die Druschba-Pipeline, die die sowjetischen Ölfelder mit der DDR-Industrie verband (bzw. heute mit der Bundesrepublik Deutschland verbindet), wurde erst 1967 fertig gestellt. Die (zu knappen) Öllieferungen für das Chemiewerk in Leuna kamen Anfang der 1950er Jahre beispielsweise aus Österreich, später musste sowjetisches Öl mit dem Schiff über den Hamburger Hafen in die DDR gebracht werden.
- 5 Zum Bau von Kremikovci vgl. BRUNNBAUER, Ulf: »Sozialistische Lebensweise«. Ideologie, Gesellschaft, Familie und Politik in Bulgarien, 1944–1989. Wien 2007, 184–206.
- 6 *Memoirs of Nikita Khrushchev*. Bd. 3: Statesman, 1953–1964. Hg. v. Sergei KHRUSHCHEV. University Park, PA 2007, 446.
- 7 Siehe die Fotoreportage von Wolfgang G. Schröder in: *Freie Welt*, 1.10.1959 (www.deutschefotothek.de) sowie den DEFA-Dokumentarfilm von Gerhard Jentsch mit dem Titel »Wir berichten aus Pan Yü« (DDR 1959). – SINDERMANN, Horst: *Chinas großer Sprung*. Berlin 1959.
- 8 Zum »Großen Sprung« allgemein vgl. BAEV, Jordan: *Drugata studena voĭna. Săvetsko-Kitaĭskiyat konflikt i Iztoĭna Evropa* [Der Zweite Kalte Krieg. Der Sowjetisch-chinesische Konflikt und Osteuropa]. Sofia 2012, 81–89. – BRISBY, Liliana: *Leaping Forward Without Communes*. In: *Chinese Quarterly* 1/3 (1960), 80–84. – MIGEV, Vladimir: *Otraženieto v Bălgarija na politikata na Kitaĭskata komunističeska partija za »Golemija skok«*, 1958–1960 g. [Der Widerhall der Politik des »Großen Sprungs« der Kommunistischen Partei Chinas in Bulgarien, 1958–1960]. In: *Minalo* 19/1 (2012), 75–79. – *Memoirs of Nikita Khrushchev* (wie Anm. 6), 447–449. – Zu den bulgarischen Auslandsschulden und dem drohenden Staatsbankrott Ende der 1950er Jahre siehe AVRAMOV, Rumen: *Pari i de/stabilizaciya v Bălgarija, 1948–1989* [Geld und De/Stabilisierung in Bulgarien, 1948–1989]. Sofia 2007, 164–200. – VAČKOV, Daniel/IVANOV, Martin: *Bălgarskijat vānšen dălg 1944–1989. Bankrutăt na komunističeskata ikonomika* [Bulgarische Außenschuld 1944–1989. Der Bankrott der kommunistischen Ökonomie]. Sofia 2008, 108–120.
- 9 Schreiben d. Ministers für Schwermaschinenbau Apel an Stellvertreter des Vorsitzenden des Ministerrates Selbmann, Berlin, 3.12.1956, Bundesarchiv (BArch), Sign. DC 20/2529, Dok. 414–427. – Schreiben der Hauptabteilung Industrieanlagenexport des Ministeriums für Schwermaschinenbau an Walter, Hauptberater des Stellvertreters des Ministerpräsidenten Selbmann, Berlin 15.4.1957, BArch, Sign. DC 20/2529, Dok. 366–399.
- 10 Schreiben von VEB »Walter Ulbricht« Leuna an Ministerium für Chemieindustrie, 22.5.1957, BArch, Sign. DG 2/18438, nicht paginiert. – Schreiben von VEB »Freiberger Bleihütten« an Ministerium für Berg- und Hüttenwesen, 10.1.1957, BArch, Sign. DG 2/7675, nicht paginiert. – Schreiben von VEB »Walter Ulbricht« Leuna an Abt. Schwerchemie d. Ministeriums für Schwerindustrie, 15.8.1956, BArch, Sign. DG 2/18456, nicht paginiert.
- 11 *Vnešnjaja Torgovlja SSSR. Statističeskij sbornik (1918–1966)* [Außenhandel der UdSSR. Statistik (1918–1966)]. Moskva 1967.

(vom französischen *journal*, »Tagebuch«) folgt einem reisenden Wissenschaftler ins Feld. Es bietet aktuelle Beobachtungen, historische Reportagen, subjektive Eindrücke und »Nebenprodukte« der Recherche, publizierte oder auch eigens verfasste.

Den folgenden in gekürzter Form wiedergegebenen und der modernen Rechtschreibung angepassten Bericht des Kürschners und späteren Pelzhändlers Wilhelm Schnell schrieb Philipp Manes nieder, ein jüdischer Berliner Pelzhändler, der in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts »Die Geschichte der deutschen Pelzindustrie und ihrer Verbände« verfasste. Das war keineswegs eine hochwissenschaftliche, mit Tabellen und Zahlen vollgepackte Untersuchung, sondern eine aus den persönlichen Bekanntschaften und Erfahrungen gespeiste Darstellung der Welt des deutschen Pelzhandels, der bis dahin durch seine Heterogenität gekennzeichnet war: Ein großer Teil der Pelzhändler oder ihrer Vorfahren stammte aus dem östlichen



Europa, und von ihnen waren die meisten Juden. Illustriert wird Schnells Reise durch die Welt mit Plakaten der Leipziger Pelzmessen aus mehreren Jahrzehnten.

Die Lebensreise des Wilhelm Schnell

Erinnerungen eines Kürschners nach Philipp Manes' Niederschrift, ausgewählt von **CHRISTIAN LÜBKE**



In dem kleinen Marktflecken Repo, Siebenbürgen, wo ich 1884 das Licht der Welt erblickte, war mein Vater, der aus einer alt eingesessenen Bauernfamilie stammte, Schustermeister. Meine Mutter stammte aus einer Handwerkerfamilie, Lohgerber, welches Gewerbe sich seit mehreren Generationen vererbte. Ich persönlich habe äußerlich wie auch innerlich ganz den Einschlag der Familie meiner Mutter. Die Kinderzeit war, wie in den meisten Fällen, eine sonnige Zeit. Wir fünf Geschwister wurden keinesfalls verzogen, sehr oft sorgte der Knieriemen des Vaters dafür, dass wir nicht übermütig wurden. Die Mutter dagegen erzog uns mehr mit Liebe, daher war auch die Anhänglichkeit zur Mutter weit größer.

Mit 13 ½ Jahren hatte ich die Schulzeit beendet und bekam von einem Onkel eine Lehrstelle als Kürschner in Kronstadt empfohlen. Das Haus besaß Weltruf und war das größte am Ort.

Es war der 20. Februar 1898, als ich meine Sachen in einen kleinen Koffer verstaute und, von meiner Mutter und Schwester zur Bahn begleitet, mich auf den Weg zur Lehrstelle machte, die für mein Leben so entscheidend werden sollte. Als letzte Mahnung gab mir der Vater die Worte »Lehrjahre sind keine Herrenjahre« mit, und außerdem sollte ich ja fleißig und brav sein. Die Lehrzeit sollte drei Jahre bei Kost und Logis dauern.



Kronstadt, 1890er Jahre

Die Eindrücke, die ich von Kronstadt bekam, waren überwältigend. Mit keinem Menschen hätte ich getauscht, ich durfte in Kronstadt lernen und sogar bei der größten Firma, die ungefähr 40 Arbeiter beschäftigte.

Da neben der Kürschnerei auch Fellhandel und Zurichterei in Lammfellen groß betrieben wurde, bekam ich den Auftrag, frisch geschlachtete Lammfelle im Bach vom Blut zu reinigen. Dies geschah oft bei 10 Grad Kälte. Nach und nach kam ich dann in andere Abteilungen und lernte das Fell in rohem und zugerichtetem Zustand kennen. Eine Freude machte es mir immer, dem jun. Chef behilflich zu sein, der dann von seinen Reisen nach Leipzig, Paris und London erzählte. In mir wurde dann heftig der Wunsch wach, auch einmal diese Städte zu bereisen und wie wurde mein Ehrgeiz geweckt, wenn einmal von einem Gesellen, der in

der Firma gelernt hatte, ein Brief aus New York kam, in dem er die dortigen Verhältnisse schilderte. Mein Streben ging nun dahin, ein tüchtiger Kürschnergesele zu werden, um dann in die Welt ziehen zu können.

So vergingen die Jahre, Pfingsten 1900 durfte ich nochmals auf Urlaub fahren; als ich Abschied von den Eltern nahm, hatte ich kein Heimweh mehr. Auch der Tag der Freisprechung kam herbei, ich war Geselle, nun konnte ich mich selbst beköstigen. Das erste Frühstück viel derart groß aus, dass die älteren Kollegen nur staunten über meinen Heißhunger, der sich dann aber bald auch legte.

Der erste Wochenlohn betrug 12 Kronen, es reichte für mich, ich konnte mir bald einen Anzug von der Stange kaufen, um mit diesem Anzug auf Urlaub zu fahren.

Zwei Jahre blieb ich noch als Geselle, besuchte die Tanzstunde und wurde äußerlich etwas geschliffener.

Die Arbeitseinteilung im Hause war keine gute, durch die lange Arbeitszeit haben wir keinesfalls mehr geleistet. Wer sollte die Arbeit organisieren? Die Kräfte, die in die Fremde zogen, kehrten nicht wieder heim, so blieb alles beim Alten.

Der Verkauf der fertigen Ware fand auf Jahrmärkten statt. Oft musste man mit dem Pferdewagen bis zu 200 km weit fahren. Dennoch war es mir immer ein großes Vergnügen, es gab reichlich Zehrgeld und war außerdem sehr lehrreich.

Nach 5-jähriger Tätigkeit fasste ich den Entschluss, in die Fremde zu gehen. Ich nahm Abschied von all dem, was mir lieb geworden war, auch die Chefin war mir jetzt gut gesinnt. Der junge Chef machte mich auf die Gefahren aufmerksam und gab mir die letzten Anweisungen. Ab ging es nach Wien, doch vorher fuhr ich noch einmal in meine Heimat, um auch dort Abschied zu nehmen.

Wien

Wien lag 1200 km entfernt. 24 Stunden dauerte die Fahrt im Personenzug nach Budapest und nochmals 24 Stunden die Schifffahrt nach Wien. Ich nahm diesen Weg, da die Reise mit dem Schiff 2 Kronen billiger war.

Nun war ich in Wien, kannte keine Menschenseele, hatte nur einige Kürschneradressen in der Hand.

An verschiedenen Stellen klopfte ich wegen Arbeit an, da ich aber von Galanterie wenig verstand, schien es aussichtslos, eine Stellung zu bekommen. Nach langem Suchen bekam ich Arbeit in einem kleinen Detailgeschäft. Wir waren 4 Gesellen und 2 Lehrlinge. Während der Arbeit saßen wir auf kleinen Hockern an langen schmalen Tischen und nähten alles mit der Hand. Die beiden älteren Kollegen hatten ein Schoßbrett auf den Knien und schnitten darauf zu. Da ich eine schöne Naht nähen konnte, ward ich bald beliebt und durfte auch Zwecken helfen. Zum Schneiden kam ich natürlich nie. Der Wochenlohn betrug bei 10-stündiger Arbeitszeit 22 Kronen. Was ich mit den Augen stehlen konnte, tat ich, war bestrebt, mich ins gute Licht zu setzen, dankbar für jeden Griff, der mir gezeigt wurde. Feh, Fehwams, Skunks und geschorener Bisam auf Maulwurf gefärbt war die Mode des Jahres.

Mit der 10-stündigen Arbeitszeit waren die Wiener Kürschner nicht mehr einverstanden, wir forderten den 9-Stunden-Tag. In den Versammlungen wurde viel gesprochen, oft bestaute ich das Rednertalent, ich glaube, ich hätte keine 10 Worte herausbekommen. Schlagworte wie »Wir klassenbewussten Wiener Kürschner fordern den 9-Stunden-Tag« oder »Proletarier aller Länder vereinigt euch« fielen. All das war mir neu, Forderungen an den Arbeitgeber zu stellen sah ich als herausfordernd an. Auch auf der Arbeitgeberseite fielen harte Worte, was so weit führte, dass der Streik erklärt werden sollte. Im letzten Augenblick, es war ein Sonntag, wurde die Einigung erreicht. Als wir am Montag in die Versammlung gingen, wurden wir an unsere Arbeitsplätze geschickt, der 9-Stunden-Tag war errungen.

Die Stadt Wien gefiel mir sehr gut. Der größte Teil meiner Kollegen waren Tschechen, auch meine Wirtsleute. Ich verkehrte immer in deutschen Kreisen und habe daher wenig Slawisch gelernt. Die Arbeit befriedigte mich nicht voll, und so zog es mich mehr und mehr nach Leipzig–Berlin. Im März 1904 machte ich mich auf die Wanderschaft nach Deutschland, meinem Mutterland.

Leipzig–Berlin

Das Arbeiten in Leipzig war ein ganz anderes als in Wien, es wurde mehr geschafft, jeder Griff zog. Es war kein Wunder, dass ich mich in einigen Werkstätten nicht halten konnte, meine Kenntnisse in der Branche waren noch zu klein.

Noch im Mai des gleichen Jahres fuhr ich nach Berlin. Auf dem Potsdamer Bahnhof kam ich an, ging durch die Leipziger Straße und erblickte das erste Pelzgeschäft, Herpich & Söhne. Mir fehlte der Mut, dort um Arbeit vorzusprechen. Diesmal brauchte ich aber nicht lange zu suchen. Gleich auf der zweiten Stelle bekam ich Arbeit und konnte schon am nächsten Tag anfangen. Glücklicherweise suchte ich nach einer Schlafstelle und kam in der Dresdner Str. 40 unter.

Die Arbeit fing mit Klopfen an, und solange dies andauerte, war ich der Stellung sicher, als ich aber Nutriamuffen machen sollte, flog ich wieder heraus.

Das Leben in Berlin gefiel mir sehr gut. Ich wäre sicher auch in Berlin geblieben, wenn nicht der Drang nach mehr Wissen und die weite Welt kennenzulernen in mir gesteckt hätte.

Als 1905 der große Streik in Berlin ausbrach, hatte ich nicht die Absicht zu streiken. Ich ging zum Vorsitzenden und bat ihn um eine kleine Reiseunterstützung nach Brüssel oder Paris. Er brüllte mich an und sagte mir, dass er mir nicht die Reise dorthin bezahlen könnte. Er werde mir M. 15,- geben, der Gute ahnte nicht, dass man für 15 M. bis nach Brüssel gelangen konnte. Wir fuhren bis Aachen IV. Klasse für M. 9,- und von dort aus bis Brüssel für M. 6,-.

Brüssel, Paris, Antwerpen, Rotterdam, Toulouse, Berlin

Die Fahrt dauerte 36 Stunden. Von den 3 Kollegen verstand auch nicht einer ein Wort Französisch. Am Bahnhof angekommen, fragte ich einen Kutscher auf Deutsch nach dem Vereinslokal der Kürschner. Er verstand mich jedoch nicht. Erst als ich ihm die Adresse zeigte, wusste er Bescheid.

Als Berliner Streikende bekamen wir gleich Arbeit. Wir lebten unter 40 Kollegen in einem Klubhaus, und da wir 9 Franken pro Tag verdienten, gefiel mir das Leben so gut, dass ich mir nichts Schöneres denken konnte. In der Arbeit machte ich Fortschritte, da ich mich an alte Kollegen anlehnte, die mir gern etwas zeigten.

Drei Jahre lebte ich in der herrlich schönen Stadt Brüssel, dann zog es mich nach Paris. Vorher lernte ich auch Antwerpen und Rotterdam kennen. Einen Abstecher machte ich noch nach Toulouse, um den Südfranzosen kennenzulernen. Wir verdienten dort so gut, dass wir im Offizierskasino für 80 Francs pro Monat essen konnten. Gaben wir ultimo noch 5 Francs Trinkgeld, waren wir besser angesehen als irgendein Offizier.

Zu Neujahr hatte ich mir 800 Francs gespart. Ich trat nun die Reise nach Berlin an und fuhr über Riviers. Auf diese Weise lernte ich die schöne Welt kennen. In kurzer Zeit hatte ich Belgien, Holland und Frankreich bereist, meine Kenntnisse in der Branche erweitert und konnte nun voll Stolz sagen, dass es keine Kürschnerarbeit gibt, die ich nicht machen kann.

In Berlin nahm ich wieder Arbeit an, jetzt war ich ein tüchtiger Kürschner geworden, hatte aber die Absicht, nur einige Monate zu arbeiten, um dann die Reise über den großen Teich anzutreten.

New York

Am 10. Juni 1909 fuhr die »Cleveland« ihre Jungfernfahrt nach New York. Ein Platz 2. Klasse war bald belegt, und ab ging es nach New York. Der Anblick New Yorks wird mir für immer unvergesslich bleiben. Am Pier erwartete mich mein Freund Schmitt aus Metz, dem ich vor 6 Monaten zur Überfahrt verholphen hatte. Die Begrüßung war herzlich, für Wohnung war gesorgt, und da es gerade ein Sonntag war, machte er mit mir einen Bummel durch New York. Am nächsten Morgen klopfte ich schon bei einer Firma wegen Arbeit an. Da ich alle Fragen beantworten konnte, ward ich sofort eingestellt und konnte 36 Stunden nach Ankunft im Gelobten Land schon Dollars verdienen. Die Arbeitsmethode war hier eine ganz andere als in der Alten Welt. Als Zuschneider, wie wir hier genannt wurden, hatten wir nur den Mantel zu schneiden, zum Zwecken und Abgleichen waren andere bestimmt. Als erste Arbeit erhielt ich Fohlenmäntel zu schneiden. Normal waren 3 Mäntel am Tag zu schneiden. An der Maschine saßen jüdische Näher, die fixer nähten als Mädchen in Europa. Der Zwecker zog die Rücken, die tailliert waren, über eine Scheide und rein ging es in den Trockenraum. So ging das am laufenden Band, bis der Mantel gefüttert war. Das fertige Stück bekam ich nie zu Gesicht. Jede Pelzart wurde so verarbeitet, selbst Persianermäntel wurden auf die Scheide gezogen und im Trockenofen getrocknet. Freude hatte ich nicht an der Arbeit, da ich das fertige Stück nie sah. Nur der Dollar, den ich verdiente, reizte mich zur Weiterarbeit.

Schöne, frohe Stunden verlebte ich in New York. Aufs Sparen war ich sehr bedacht und rechnete immer

wieder die Dollars in deutsches Geld um, was eigentlich ein großer Fehler war. Auch die Verbindung mit dem alten Land pflegte ich, was ein noch größerer Fehler war. Ständig verglich ich die Alte mit der Neuen Welt. Abends ging ich in die Schule, die für jeden frei war, und erlernte die englische Sprache. Der Sonnabendnachmittag war frei. Dann zogen wir oft bis zu 10 Kollegen an irgendeinen Strand, um zu baden oder zu fischen. Bei einem solchen Fischfang mit einem Motorboot wurde ich so seekrank, dass ich schwor, nie wieder Fische vom Boot aus zu fangen. Dass ich in Deutschland organisiert war, kam mir sehr zugute, da der Eintritt in die Union 25 Dollar kostete.

Kanada

Nach Weihnachten war die Arbeit auch zu Ende. Kurz entschlossen fuhr ich nach Kanada und stellte aus Bisamfellen Farmerpelze zusammen. Andere verarbeiteten Kalb- und Hundefelle zu Farmerpelzen, was jedoch sehr schlecht bezahlt wurde. Ich hatte Kanada gesehen, die dortigen Arbeitsmethoden kennengelernt und war geheilt.

Chicago

Mein nächster Aufenthaltsort war Chicago. Diese Stadt sollte mir später zur zweiten Heimat werden, da meine Eltern dahin übersiedelten. Gleich am ersten Tag der Arbeitssuche erhielt ich von zwei Firmen Zusagen. Die Worte Berlin, Brüssel, Paris waren genügend Empfehlung. In einem der größten Warenhäuser trat ich eine Stellung an. Zwei Jahre habe ich dort als Spezialist für Sealskin und Breitschwänze gearbeitet. Einen Unterschied im Verdienst gab es zwischen New York und Chicago nicht. Das Leben war noch etwas besser und billiger. Die scharfe, schmutzige Konkurrenz der galizischen Juden war hier nicht zu befürchten. Die Chefs waren zufrieden, wenn sie tüchtige Facharbeiter bekamen.



Zurück nach Europa

Eines Tages entschloss ich mich, die Heimreise anzutreten. Das Angebot meines Lehrchefs war zu verlockend, ich sollte die Schwester heiraten und Mitinhaber der Lehrfirma werden. Zur Heirat kam es aber nicht. Es gefiel mir manches nicht, und so zog ich nach Budapest, um mich dort selbständig zu machen. Ich schämte mich, nach Chicago zurückzugehen und blieb daher in Europa.

Budapest

Der Anfang in Budapest war schwer. Die kleinen Verhältnisse passten mir nicht mehr. Dann brach der Krieg aus. Durch Militärlieferungen war ich vollauf beschäftigt, musste jedoch bald einrücken und überließ das Geschäft meinem Sozium. Nach einem Jahr Krieg wurde ich krankheitshalber entlassen. Der Weg in die Welt stand mir wieder offen, jedoch nicht nach USA. So war wieder Berlin mein Ziel.

Berlin

Ein Posten in leitender Stellung war bald gefunden. Ein Jahr dauerte meine Freiheit, dann zog ich wieder den grauen Rock an, den ich bis zum 2. Dezember 1918 anbehielt.

Als ich nun nach Berlin zurückkam, hoffte ich, meine alte Stellung wiederzubekommen. Sie war jedoch von den zurückgebliebenen Patrioten besetzt worden, und so konnte ich stempeln gehen. »Des Vaterlandes Dank ist euch gewiss.« Sechs Monate lebte ich von den Almosen der Stadt Berlin. In den Straßen tobte die Revolution.

Nach langer Zeit konnte ich als Geselle wieder zu arbeiten anfangen, bis ich mir eine Kürschnermaschine kaufen konnte. Ich mietete nun ein Lehrzimmer und betrieb Heimarbeit. Ich glaubte an meinen Wiederaufstieg, bis mich eines Tages der Kapp-Putsch

überraschte. Nun ging es bergab, das ersparte Geld musste ich verbrauchen und stand wieder vor dem Nichts. Erst im Spätsommer bekam ich wieder Arbeit.

Jetzt begann die Inflation. Tag und Nacht arbeitete ich, hatte zuerst 6, dann 12 Angestellte, häufte die Summen auf, die ein paar Tage danach nicht mehr den vierten Teil wert waren. Meine Werkstatt konnte ich weiter vergrößern. Die Nachfrage nach Sealkanin-Mänteln war groß, es ging alles nach dem Westen. Ich schaufelte Geld, kaufte Aktien, die von Tag zu Tag stiegen, bis im Herbst 1923 die Reichsmark eingeführt wurde. Jetzt erst merkte ich, dass ich kein reicher Mann war, und musste also wieder von vorn anfangen.

Durch Fleiß und Ausdauer habe ich mir alles geschaffen, besitze sogar heute ein Mietshaus und ein großes, vollbezahltes Warenlager. Leider habe ich keinen Bluterben, der einmal die Arbeit, die ich mit so viel Liebe aufgebaut habe, weiterführt.

Als kleiner Handwerksbursche zog ich aus, Glück und Zufriedenheit zu

suchen. Ich fand beides, wenn ich es auch oft als schwer empfand. Dreimal besuchte ich meine alte Mutter in Chicago und fuhr einmal mit meinem Mercedes-Wagen in die Heimat. Voll Glück und Zufriedenheit konnte ich sagen, alles was du bist, hast du aus eigener Kraft erreicht. Die Pläne, die ich als 20-Jähriger schmiedete, haben sich erfüllt und sind noch bei weitem übertroffen worden. Ich möchte nur noch einen guten befestigten Lebensabend erleben.

Die Erzählung des Wilhelm Schnell stammt aus einem dem GWZO zugänglich gemachten, bisher weitgehend unbekanntem vierten Band von Philipp Manes' Werk über den Pelzhandel, das nur maschinenschriftlich überliefert ist. Manes wurde zusammen mit seiner Frau Gertrud im Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert, von wo beide im Oktober 1944 nach Auschwitz gebracht und dort ermordet wurden. Sein in Theresienstadt verfasster »Tatsachenbericht 1942–1944« ist im Jahr 2005 unter dem Titel »Als ob's ein Leben wär« veröffentlicht worden (Ullstein Verlag).

CHRISTIAN LÜBKE, der diese Quelle für das Journal zusammengestellt hat, ist Direktor des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) und Professor für Geschichte Ostmitteleuropas an der Universität Leipzig.

stellen verschiedene, für die am GWZO kooperierenden Disziplinen typische Quellen vor – und den Umgang mit ihnen. Solche Fundstücke, Elementarteilchen der Forschung, können Scherben sein, ein Burgwall, ein Bild, eine Skulptur, ein Kleinod, eine Urkunde, Briefe, eine Filmszene oder ein Interview.

Eine entlarvende Geste

... entdeckt die Kunsthistorikerin AGNIESZKA GAŚIÓR in Bartholomäus Strobel's Gemälde »König David und Bathseba« und legt nebenbei ein anhaltendes Missverständnis ihrer Disziplin bloß

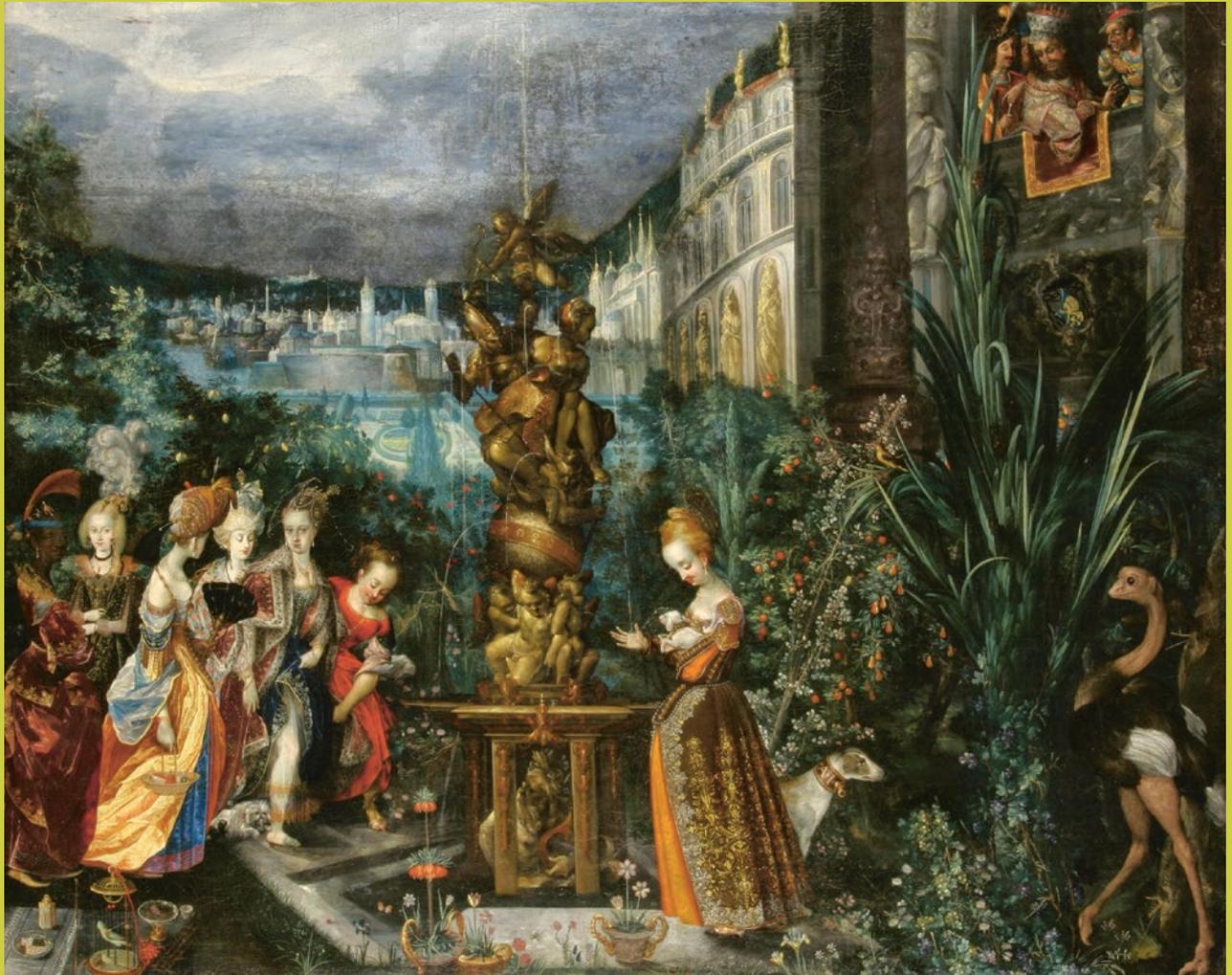
Als provinziellen Epigonen rudolfinischer Kunst stempelte der tschechoslowakische Kunsthistoriker Jaromir Neumann noch 1970 den Schöpfer des Gemäldes »König David und Bathseba« ab und brachte damit das Forschungsinteresse an Bartholomäus Strobel d. J. für lange Zeit zum Erliegen. Gegenstimmen erhoben sich keine – dabei wären sie mehr als berechtigt. Zu sehr trübt bis heute in Polen und auch sonst in den Ländern Ostmitteleuropas die Überzeugung von der Rückständigkeit der eigenen Kunstproduktion den Blick auf das künstlerische Erbe der Region. Auch das Denken in den Kategorien linearer Stilentwicklungen wird manchem Phänomen nicht gerecht. Das Gemälde »König David und Bathseba« (1630) aus Mnichovo Hradiště (Münchengrätz) gibt Anlass, diese tradierten Denkmuster zu hinterfragen, und zwingt zum Umdenken.

Doch was führt die Kritiker in die Irre und worauf kommt es bei diesem Bild wirklich an? Das Thema ist klar: Aus seinem Palastfenster erblickt König David die schöne Bathseba, deren Gatte in seinem Kriegsdienst steht, und begehrt sie auf Anhieb. Um den Rivalen auszuschalten, lässt ihn David in vorderster Kampflinie aufstellen, wo dieser dann auch zu Tode kommt. Die Szene trägt höfischen Charakter, Bathseba weilt inmitten ihrer Begleiterinnen am Brunnen einer ausgedehnten Gartenanlage, jedoch anders als bei den meisten Darstellungen dieses biblischen Themas zeigt Strobel sie bekleidet. Davids Begierde erscheint umso verwerflicher, als sich Bathseba seiner Blicke nicht bewusst ist. Dieser Klassiker der Malerei tritt hier in rudolfinischer Manier auf, alle Details zitieren fast buchstäblich Werke am kaiserlichen Hof in Prag tätiger Künstler: Der Brunnen aus ineinander verknäulten Leibern hätte unter dem Meißel Giambolognas entstanden sein können, die grazilen Frauenfiguren scheinen durch die Malerei Bartholomäus Sprangers inspiriert, die Pflanzen- und Tierstudien den Miniaturen Joris Hoefnagels nachempfunden etc. Die Kunst am Prager Hof zur Zeit Rudolfs II. weckte allseits Begeisterung und rief Nachahmer auf den Plan – hatte ihre Blüte allerdings bereits seit rund zwanzig Jahren hinter sich. So scheint die Kritik Neumanns auf den ersten Blick berechtigt. War Breslau aber wirklich so provinziell, dass man sich dort an einem Abklatsch Prags auch noch Jahrzehnte später erfreute? Man darf dies bezweifeln. Die schlichte Anwendung stilistischer Kategorien bei der kunsthistorischen Analyse scheint in dem vorliegenden Fall nicht der Weisheit letzter Schluss. Vielmehr bringen erst die historischen Entstehungsbedingungen des Gemäldes Licht ins Dunkel.

Bartholomäus Strobel d. J. (1591– nach 1650), ein Protestant, machte in Breslau eine Karriere, die ihresgleichen sucht. Sie begann 1614 im Dienst des Erzherzogs Karl von Österreich,

des Fürstbischofs von Breslau. Kaiser Matthias und Ferdinand II. verbürgten die uneingeschränkte Berufsausübung des Künstlers in Freibriefen, ein Privileg weit über das übliche Maß. Auch die Könige von Polen, Sigismund III. Wasa und Wladislaw IV., gaben Empfehlungen oder boten ihm eine Stellung bei Hofe an. Strobel verkehrte mit den Vermögenden und Einflussreichen seiner Zeit – Talent und Beliebtheit als Bildnismaler bezeugen Porträts des internationalen Hochadels und der Patrizier. Was Rubens für Antwerpen war, sei Strobel für Breslau, besang der bedeutende Breslauer Barockdichter Martin Opitz die Kunstfertigkeit des Malerfreundes, dem er eine gedichtete Lobeshymne widmete. Beide, Strobel und Opitz, genossen unter den Humanisten der protestantischen Elite Breslaus hohe Anerkennung. Von dort kam vermutlich auch der Auftrag zu unserem Gemälde, das dem Breslauer Domherrn Philipp Jakob von Jerin zum Namenstag im Jahr 1630 zugeeignet war.

Doch welche Absichten verfolgte der Auftraggeber und an wen richtete sich die Botschaft des Bildes? Die manieristische Gestaltung und die vielen plakativen Bezüge auf rudolfinische Vorlagen, die Strobel so überzeugend umsetzen konnte, fungieren hier als ein Signum des Katholisch-Habsburgischen und bekunden zunächst einmal die Nähe des Adressaten zum Kaiserhof. Aber gleichzeitig spielt das biblische Thema auf subtile Weise auf eine Liebesaffäre des Geistlichen an, ein absoluter Skandal. Auf dem Gemälde stellt nämlich ein Narr aus der



Gefolgschaft König Davids mit einer obszönen Geste die Absichten des Monarchen bloß und eröffnet somit den Weg zu einem kritischen Verständnis der Darstellung. Die paradisischen Gärten sind hier kein Hort der Schönheit, sondern der moralischen Verderbtheit. In solchem Licht muss damals den Schlesiern das spektakuläre Bauprojekt des kaiserlichen Generalissimus Albrecht von Waldstein, besser bekannt als Wallenstein, erschienen sein, das just in selbigem Jahr vollendet wurde: die große Palaisanlage mit weitläufigen Gärten mitten in Prag. Die Stadtsilhouette mit der über allem thronenden Burg spielt auf Prags Topographie an. An König Davids Seite ist an seinem typischen Schnurrbart und den hängenden Augenlidern Wallenstein

selbst zu erkennen. Sein sozialer Aufstieg und seine enorme Bereicherung im Zuge des Dreißigjährigen Krieges, die in dem ambitionierten Palais zum Ausdruck kamen, waren den durch Wallensteins Truppen unterdrückten und durch hohe Kriegskontributionen gebeutelten Schlesiern ein Dorn im Auge. Die rudolfinische Manier des Gemäldes zeigt hier letztlich die Verderbtheit des kaiserlichen Machtssystems. Der ideologisch aufgeladene Stil wird zudem selbst Gegenstand der Kritik, so etwa in der übertriebenen Weise, in der die Brunnenfiguren zu einem Knäuel verschlungen sind. Folgt man dieser Interpretation, muss der Auftraggeber des Gemäldes in den Humanistenkreisen Breslaus gesucht werden, in denen auch Strobel selbst verkehrte. Mit ihm hatte man einen Künstler gefunden, der fähig war, einen als Ehrung getarnten moralischen Fingerzeig künstlerisch überzeugend umzusetzen.



Strobels Wahrnehmung in der kunsthistorischen Forschung ist ein Paradebeispiel für ein Phänomen, mit dem die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Ostmitteleuropa immer noch zu kämpfen hat: Der von außen herangetragene und von innen antizipierte Rückständigkeitsdiskurs kondensiert in der Vorstellung eines West-Ost-Gefälles. Darin liegt eine der Ursachen für das geringe Interesse der internationalen Forschung an dieser Region. Wie das Beispiel Strobels zeigen kann, werden bewährte Deutungsmuster, die sich allein auf eine (oft auch nur postulierte) allgemeine Entwicklung der Formengeschichte beziehen, der Komplexität des künstlerischen Schaffens

insbesondere in Ostmitteleuropa nicht immer gerecht. Den häufig nicht geradlinig verlaufenden Entwicklungslinien und einseitigen Transferprozessen kann die Kunstgeschichte nur auf den Grund kommen, wenn sie das künstlerische Schaffen als Bestandteil historisch gewachsener, kultureller und sozialer Handlungsräume in allen ihren vielschichtigen Verflechtungen zu erfassen versucht.

AGNIESZKA GAŚSIOR arbeitet am GWZO in der Abteilung »Kultur und Repräsentation« über die künstlerische Repräsentation in Ostmittel- und Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege (1554–1721). Unlängst ist ein von ihr mitherausgegebener Tagungsband »Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten 1939–1945« bei Böhlau erschienen.

Zentrale Diskurse und lokale Praxis in der Flüchtlingskrise 1906

Der Historiker MICHAEL G. ESCH geht der Umsetzung einer preußischen Anordnung in der rheinischen Verwaltung nach

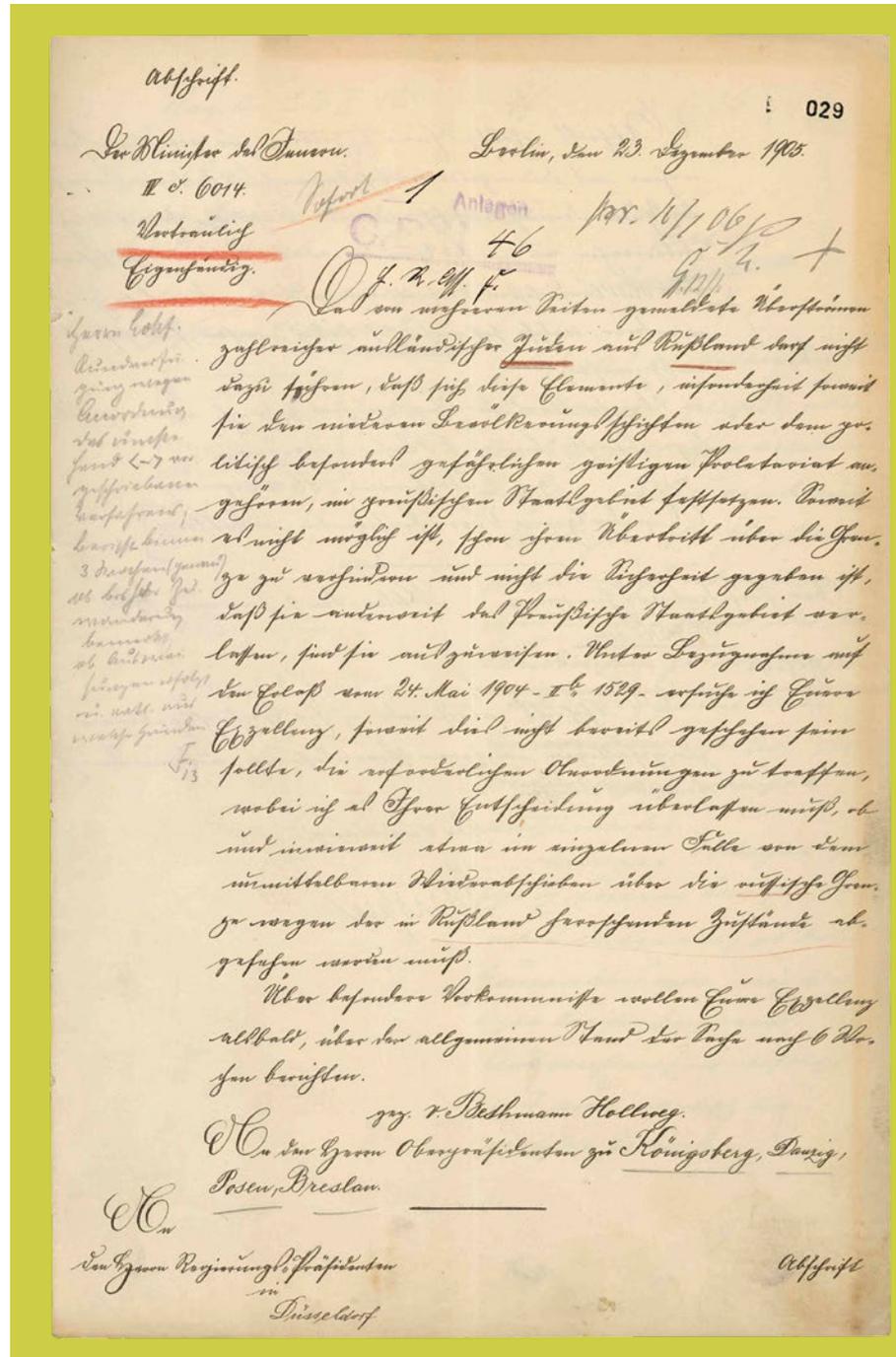
Wanderungs- und Fluchtbewegungen aus dem östlichen Europa sorgten über das ganze 19. und frühe 20. Jahrhundert hinweg immer wieder für Aufsehen und Beunruhigung unter politischen und öffentlichen Akteuren, (nicht nur) in Preußen und dem Deutschen Reich. Dies galt bereits für die polnische »Große Emigration«, die insbesondere in den Universitätsstädten republikanisch-liberale Begeisterung hervorrief, ebenso wie für die zweite polnische Emigration nach dem gescheiterten Aufstand von 1863/64, deren Angehörige im Westen Europas als Anhänger der Internationalen Arbeiter-Assoziation angesehen wurden, oder für die russischen Revolutionäre der 1870er und 1880er Jahre, deren Repräsentanten in der Wahrnehmung zwischen hehren Freiheitskämpfern, Bombenlegern und Schnorrern changierten. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, mit den Pogromen gegen Juden nach dem erfolgreichen Attentat auf Zar Alexander II. im März 1881, gelangte eine neue Gruppe von Migrant*innen und ein neues Bild des Flüchtlings in den öffentlichen Raum: jüdische Flüchtlinge, die – anders als die politischen Flüchtlinge vergangener Jahre – nicht wegen dem flohen, was sie getan hatten, sondern »wegen dem, was sie [angeblich] waren« (Hannah Arendt). In den verschiedenen europäischen Ländern weckten diese Menschen durchaus Hilfsbereitschaft, sie dienten aber bestimmten Akteuren auch als Projektionsfläche für den sich konstituierenden politischen Antisemitismus, der in Deutschland im späten 19. Jahrhundert immer wieder Achtungserfolge bei Wahlen und in öffentlichen Diskursen erreichte.

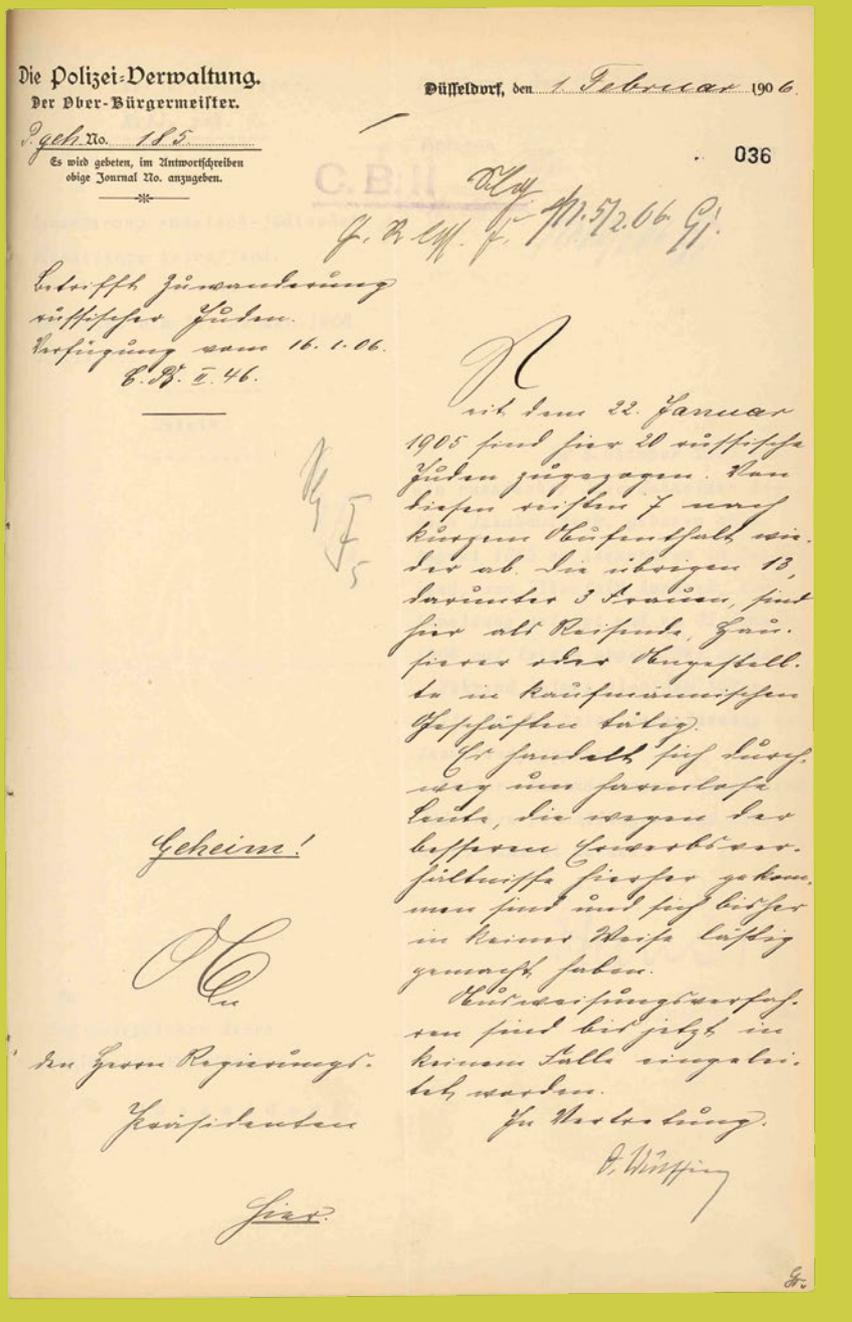
Mit der Russischen Revolution von 1905, ihrer Niederschlagung und der Repression gegen politische Oppositionelle und Juden bis 1907 kamen erneut in größerer Zahl jüdische Flüchtlinge nach Mittel- und Westeuropa, häufig über die Grenze zu Preußen bzw. dem Deutschen Reich. Zwar wurde Einwanderung aus dem Osten insbesondere in Deutschland spätestens seit dem »Kulturkampf« und der parallel beschworenen »Polengefahr« besonders stark überwacht und reglementiert – unter anderem mussten russisch- und österreichisch-polnische Arbeitskräfte, die in Ostgalizien auf dem Land beschäftigt waren, über den Winter das Land verlassen, um ihre Sesshaftwerdung (oder Integration) zu verhindern. Mit dem Aufkommen der Bakteriologie und Epidemiologie kam die Angst vor Seuchen hinzu, deren Quelle seit dem Ende des 19. Jahrhunderts im östlichen Europa ausgemacht wurde. Die Besonderheit der jüdischen Flüchtlinge der Jahre 1905–1907 bestand aber darin, dass sie wegen ihrer mutmaßlichen Verbindung zur Revolution von 1905 zusätzlich als potentielle Unruhestifter, Aufrührer, Revolutionäre galten. Die Kontrolle bzw. Eindämmung dieser Fluchteinwanderung blieb aber schwierig, da es an modernen Grenzsicherungsanlagen und Identifizierungsdokumenten fehlte – solche wurden flächendeckend erst im und nach dem Ersten Weltkrieg eingeführt und weiterentwickelt. Zudem übernahmen lokale und regionale

Behörden ungeachtet öffentlicher Debatten, geheimer Anordnungen und Bestimmungen ferner Ministerien nicht immer die dort hergestellten Bedrohungsszenarien, sondern entschieden nach Augenschein.

So verhielt es sich auch, als das preußische Innenministerium in einem vertraulichen, eigenhändig an die Oberpräsidenten in den Provinzen übermittelten Rundschreiben am 23. Dezember 1905 nachfragte, wie viele und was für russische Juden in den einzelnen Kreisen eingetroffen seien und wie gegen sie vorgegangen worden sei. Im Wortlaut heißt es dort: »Das von mehreren Seiten gemeldete Überströmen zahlreicher ausländischer Juden aus Rußland darf nicht dazu führen, daß sich diese Elemente, insonderheit soweit sie den niederen Bevölkerungsschichten oder dem politisch besonders gefährlichen geistigen Proletariat angehören, im preußischen Staatsgebiet festsetzen. Soweit es nicht möglich ist, schon ihren Übertritt über die Grenze zu verhindern und nicht die Sicherheit gegeben ist, daß sie anderweit das Preußische Staatsgebiet verlassen, sind sie auszuweisen. Unter Bezugnahme auf den Erlaß [...] ersuche ich Ihre Exzellenz, soweit dies nicht bereits geschehen sein sollte, die erforderlichen Anordnungen zu treffen, wobei ich es Ihrer Entscheidung überlassen muß, ob und inwieweit etwa in einzelnen Fällen von dem unmittelbaren Wiederabschieben über die russische Grenze wegen der in Rußland herrschenden Zustände abgesehen werden muß. Über besondere Vorkommnisse wollen Eure Exzellenz alsbald, über den allgemeinen Stand der Sache nach 6 Wochen berichten. gez. v. Bethmann-Hollweg«.

Ein solches »besonderes Vorkommnis« gab es am 14. September 1906 in Mönchengladbach: Die Polizei hatte den »Handelsmann« David Machlin aufgegriffen und bei ihm revolutionäre Propaganda gefunden. Das Material war recht trans-





national: zwei französische Bild-
karten, die Personifizierungen der
Marseillaise zeigten, eine englische
Bildkarte, darauf Claude Joseph
Rouget beim Absingen der Marseil-
laise, sowie ein Bild mit jiddischer
Erläuterung, auf dem der franzö-
sische Individualanarchist Ravachol
(eigentlich François Claudius
Koëningstein) beim Gang zur Guillo-
tine zu sehen war. Eine Bestrafung
Machlins fand anscheinend nicht
statt, ob er ausgewiesen wurde,
ist unklar.

Der Erlass zeigt, dass uner-
wünschte Migranten und Migran-
tinnen vierfach kodiert waren –
geographisch, konfessionell, sozial
und politisch. Als unerwünscht galt,
wer aus dem Osten kam und zudem
jüdisch, arm und womöglich revolu-
tionär oder auch nur antizaristisch
gesinnt war. Beim hier vorgestellten
Fundstück handelt es sich nicht
um den ersten innenministeriellen
Erlass gegen Flüchtlinge. Bereits seit
dem russisch-japanischen Krieg von
1904/05 folgte man der Anordnung,
Passkontrollen so zu gestalten,
dass eine Masseneinwanderung
von Juden verhindert werde – zu-
mindest offiziell betraf dies nur
Fälle mit unvollständigen Reise-
dokumenten, was freilich gerade bei
Flüchtlings zu erwarten war. Das
Gleiche galt bei den periodischen
Unruhen und Repressionswellen
nach der Niederschlagung der
ersten Russischen Revolution. Die

Amerikaauswanderung war davon jedoch nicht betroffen: In aller Regel wurden osteuro-
päische Auswanderungswillige, die einen gültigen Fahrschein vorweisen konnten, nicht an
der Durchreise durch Preußen bzw. das Deutsche Reich gehindert.

Das Schreiben des preußischen Innenministeriums wurde an die Oberpräsidenten,
von diesen an die Regierungspräsidenten und von dort an die Kreise der Provinzen wei-
tergereicht. In der Rheinprovinz erließ der Regierungspräsident am 16. Januar 1906 eine
nicht aufgefundene Verfügung an die städtischen Bürgermeister und Kreisverwaltungen,
die offensichtlich keine Ausweisungen anregte, sondern nur einen Bericht verlangte. Dass

dies der Fall war, ist sicherlich einerseits dem Drang jeder ordentlichen Verwaltung nach territorialer und administrativer Vollständigkeit geschuldet. Andererseits dokumentiert es, dass die Anordnungen des Innenministeriums eine Einwanderung und Weiterwanderung jüdischer politischer und Elendsflüchtlinge bis in den tiefsten Westen vielleicht behinderten, aber nicht verhinderten. Auch ging die Dringlichkeit, mit der das Innenministerium die nachgeordneten Stellen zur Anstellung von Nachforschungen und zur Berichterstattung aufforderte, über die mehreren hundert Kilometer Richtung Westen offensichtlich verloren: Am 1. Februar 1906 schrieb die Düsseldorfer Polizeiverwaltung an den Regierungspräsidenten: »Seit dem 22. Januar 1905 sind hier 20 russische Juden zugezogen. Von diesen reisten 7 nach kurzem Aufenthalt wieder ab, die übrigen 13, darunter 3 Frauen, sind hier als Reisende, Hausierer oder Angestellte in kaufmännischen Geschäften tätig. Es handelt sich durchweg um harmlose Leute, die wegen der besseren Erwerbsverhältnisse hierher gekommen sind und sich bisher in keiner Weise lästig gemacht haben. Ausweisungsverfahren sind bis jetzt in keinem Falle eingeleitet worden.« Auch andere lokale Stellen in der Rheinprovinz reagierten eher nüchtern und abgeklärt, was freilich für die preußische Verwaltungssprache auch ganz allgemein typisch war. Gleichwohl sehen wir, dass die Umsetzung zentraler Anordnungen von lokalen diskursiven und habituellen Interpretationen bestimmt wurde. Die Angst der Berliner Behörden vor Überschwemmung mit umtriebiger-auführerischen Juden relativierte sich angesichts ihrer geringen Zahl und ihrer offensichtlichen Harmlosigkeit vor Ort. Der ministerielle Erlass wurde 1906 nicht einmal genutzt, um Migranten loszuwerden, die ihren Lebensunterhalt mit wenig angesehenen Tätigkeiten bestritten. Ein antisemitischer Diskurs hatte sich in der rheinischen Verwaltung noch nicht durchgesetzt.

MICHAEL G. ESCH arbeitet als Historiker zu Fragen der Migration aus, nach und in Ostmitteleuropa in den Jahren 1850–1918 bzw. 1918–1989. Dabei beschäftigt er sich auch mit kultur- und alltagsgeschichtlichen Aspekten von Migration. Mit seinen Forschungen trägt er am GWZO zum Themenfeld »Transnationale Zeitgeschichte Ostmitteleuropas« bei.

»Das Flugwesen entwickelt sich«

Ein Zeugnis sowjetischen Luftfahrerkultes in Vilnius stellt DIRK SUCKOW vor

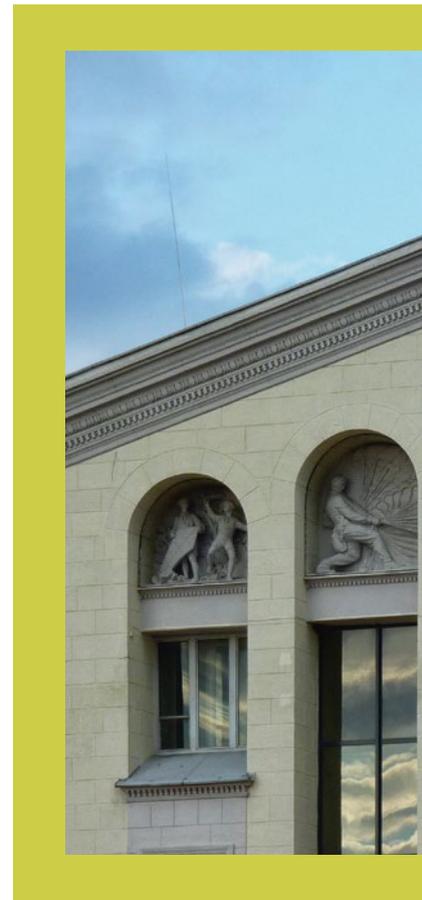
Fiktive sowjetische Genossen und deren Tun waren in der DDR nicht selten Gegenstand augenzwinkernder Kommentare auf die behauptete Vorbildfunktion der UdSSR. Ihre Anrufung ermöglichte kleine Subversionen gegen die Sowjetisierung des Alltags. So etwa im Fall des vermeintlichen Neuerers Iwan Lokomofeillow, von dem es hieß, er habe als Erster eine voll funktionsfähige Lokomotive aus einem einzigen Stück gearbeitet. Einiger Bekanntheit erfreute sich auch der Genosse Grigori Kossonossow. Als Protagonist von Michail

Soschtschenkos (1894–1958) satirischer Erzählung »Der Agitator« (1923) hatte dieser jedoch eine genuin sowjetische Herkunft und war dem deutschsprachigen Publikum in einer Übersetzung von Erich Boehme zunächst im »Simplicissimus« (1926) begegnet, dabei aber nicht in kollektiver Erinnerung geblieben. Dies sollte sich mit Manfred Krug (1937–2016) ändern, der neben seinen Filmrollen bereits früh auch als Sänger und Rezitator reüssierte. Durch sein Mitwirken am später zu Kultstatus gelangten Programm »Lyrik – Jazz – Prosa« machte er in den 1960er Jahren nicht zuletzt die Figur Kossonossows zum Gemeingut, wie auch dessen agitatorische Platitide »Das Flugwesen entwickelt sich«, die als zeitdiagnostisch-ironischer Befund oft und gern aufgegriffen wurde. Vorgebracht hatte Kossonossow, Wächter einer Flugschule, die Phrase in dem Bemühen, die Bauern seines Heimatdorfes von den Segnungen der sowjetischen Fliegerei zu überzeugen und Geld für ein neues Flugzeug zu sammeln. Gescheitert war das Unterfangen an seiner rhetorischen Plumpheit und vor allem an der im Redeeifer schließlich getroffenen Behauptung, eine Kuh sei in einen Propeller geraten (»Ritsch, ratsch! – Und hin war sie.«), was im Übrigen nicht selten auch mit Pferden geschehe. Unter dem Titel »Die Kuh im Propeller« war die Erzählung 1957 in der DDR im Soschtschenko-Band »Der verborgte Ehemann« erschienen, der wohl auch als Inspiration für Krug diente. Die Übersetzung von Grete Willinsky wurde dabei aus einer Auswahl Soschtschenko'scher Satiren übernommen, die 1947 in Kassel als »Der redliche Zeitgenosse« verlegt worden war.

An Kossonossow und die von diesem verheißene wie später tatsächlich rasante Entwicklung des sowjetischen Flugwesens fühlt sich womöglich erinnert, wer beim Besuch des Flughafens in Vilnius seinen Blick auf den Giebelbereich des Hauptgebäudes richtet. Architektonisch ist dieses dem für die Nachkriegsdekade gleichsam kanonischen Sozialistischen Klassizismus verpflichtet. Es besteht aus einem repräsentativen Mittelbau mit Freitreppe, Portikus und zum Flugfeld hin orientiertem Aussichtsturm sowie zwei in der Baugliederung zurückgenommenen Seitenflügeln. Die Leningrader Architekten Dmitri Burdin und Gennadi Jolkin folgten bei dem 1954 fertiggestellten Bau einem standardisierten Plan für sowjetische Provinzflughäfen. Seine Giebelgestaltung rekurriert auf den Kult des sowjetischen Luftfahrtwesens und den sozialistischen Fliegerhelden, der medien- und gattungsübergreifend vielfach propagiert wurde, dies freilich vollkommen ironiefrei.

Die skulpturale Gestaltung der Eingangsfront war ursprünglich Teil eines umfassenderen Bildprogramms, zu welchem im Gebäudeinneren auch heute nicht mehr erhaltene Mosaikdarstellungen des sowjetischen Armeegenerals Iwan Tschernjachoswki (1906–1945) und der litauischen Partisanin Marija Melnikaitė (1923–1943) gehörten. Tschernjachowski, nach dem 1946 das vormalige Insterburg in der heutigen Oblast Kaliningrad benannt wurde, war 1945 in Vilnius beigesetzt und 1990 auf den Moskauer Nowodewitschi-Friedhof umgebettet worden. Melnikaitė, post mortem ebenfalls mit dem Titel »Held der Sowjetunion« geehrt, galt in der Sowjetperiode besonders in der Litauischen Sozialistischen Sowjetrepublik ein Kult, der – wenn auch nicht in höchster Prominenz – unionsweit propagiert wurde.

Mit den sieben Fensterachsen der Hauptfassade korrespondieren sieben rundbogig abschließende Figurennischen, deren symmetrische Höhenstaffelung am Giebelverlauf orientiert ist. Diese Staffelung gibt zugleich verschiedene Figurenmaßstäbe vor, weist mithin die größten Figuren der zentralen Nische zu. Drei der äußeren Nischen besetzen junge Modellbauer, agierend vor Basreliefs mit floraler Motivik, welche die tätige Erprobung von Ideen »im Leben« anzeigt. Zudem lässt sie die Metapher der jungen Triebe anklingen, die in ausgewachsener Form Gestalter künftiger kommunistischer Wirklichkeit sein werden. Die jungen Forscher nähern sich in verschiedenen Stufen dem Wissen um Konstruktion und Flugver-





halten an: die jüngeren Kinder über Drachen, Windrad und kleine Flieger, die älteren mittels Modellen, deren Spannweite schon beinahe der Körpergröße der Pioniere entspricht. Die zweite Nische zur Linken zeigt einen Fallschirmspringer, der wohl unmittelbar nach der Landung gegeben ist. Die beiden Nischen rechts und links der Mittelachse sind denjenigen gewidmet, welche die planerisch-technischen Voraussetzungen des Fliegens schaffen. Links des Zentrums posiert ein Konstrukteur vor einem für Luftfahrtantriebe typischen Sternmotor mit radial zur Kurbelwelle in gleichmäßigen Winkelabständen angeordneten Zylindern, der mittels Seil und Haken offenbar soeben seinem Einbau zugeführt wird. In seiner rechten Hand hält er ein zusammengerolltes Dokument, das vermutlich als Planzeichnung zu lesen

ist. Sein kompositorisches Pendant rechts der Mitte bildet ein Luftfahrttechniker, dem als Attribut ein Werkzeug beigegeben ist (das sich auf historischen Abbildungen als Gabelschlüssel interpretieren lässt, bei der Restaurierung jedoch in Form eines Hammers ergänzt wurde) und der kontrapostisch und leicht außermittig vor einem dreiflügeligen Propeller sowie einem darüber schwebenden Montagehaken platziert ist. Die Nische im Zentrum ist einem mit Fliegerkappe und -brille markierten Piloten sowie einer Fallschirmspringerin vorbehalten, welche im oberen Bereich von einer wehenden Fahne hinterfangen werden, die verdeutlicht, in wessen Namen die Heldenleistungen vollbracht werden. Mithin sind beide Geschlechter repräsentiert, wobei unter den elf Figuren nur zwei weibliche vertreten sind, eine unter den außermittig gesetzten Kindern sowie eine weitere in Zentrumsposition. Sozialistischer Entwicklungslogik folgt die bilderzählerische Verknüpfung mehrerer Generationen. In ironischer Kürze könnte man die Ikonographie auch mit einem Satz Kossonossows bilanzieren: »Man baut Flugzeuge bei uns, und nachher fliegt man. In der Luft – sozusagen.«

Die Verehrung des sowjetischen Fliegers als Heroen folgt dem Konzept des sozialistischen Helden, das nicht zuletzt Maxim Gorki (1868–1936) theoretisch fundiert hatte. Danach sei in der sozialistischen Gesellschaft potentiell jede(r) ein Held, diese werde in ihrer entwickelten Form zu einer Gemeinschaft von Helden, zum Kollektivhelden. Formuliert war damit ein Konzept, das offen für vielfältige »Helden des sozialistischen Alltags« war und die Heroisierung/Ikonisierung neuer Figuren ermöglichte. Als Held der Dynamik und Geschwindigkeit ist der Flieger zwar keineswegs ein exklusiv sowjetisches Phänomen, gerade dort aber von höchstem Kommunikationswert, da diese Charakteristika zugleich als Merkmale der sozialistischen Gesellschaft definiert werden. Der Titel »Held der Sowjetunion« wurde 1934 zur Auszeichnung jener sieben Flieger gestiftet, welche die Schiffbrüchigen des sowjetischen Expeditionsschiffes Tscheljuskin gerettet hatten. Die Instrumentalisierung des Fliegers als eines Kulturheroen erfolgt im Kontext vorbehaltlosen Fortschrittsglaubens und der Vor-

stellung von der Beherrschung der Natur/der Elemente durch den sozialistischen Menschen und einer von diesem gelenkten Technik. Neben Polar- und anderen Forschungsfliegern hatte in der UdSSR nicht zuletzt der Große Vaterländische Krieg bekannte Fliegerhelden hervorgebracht, wie etwa die jeweils dreimaligen »Helden der Sowjetunion« Alexander Pokryschkin (1913–1985) und Iwan Koschedub (1920–1991), deren mediale Inszenierung auch Elemente des klassischen Kriegerhelden aufnahm. Das am Flughafen in Vilnius repräsentierte Bild sowjetischen Flugwesens folgt mithin anderen Prämissen als die Verehrung von Fliegerheroen aus der Zeit der litauischen Unabhängigkeit von 1918 bis 1940 wie besonders von Steponas Darius (1896–1933) und Stasys Girėnas (1893–1933), welche beim Versuch eines Langstreckenflugs von New York nach Kaunas im Juli 1933 tödlich verunglückt und posthum unter anderem 1936 mit einem Mausoleum in Kaunas geehrt worden waren. Mehr noch ist von einem expliziten Akt der Überschreibung auszugehen.

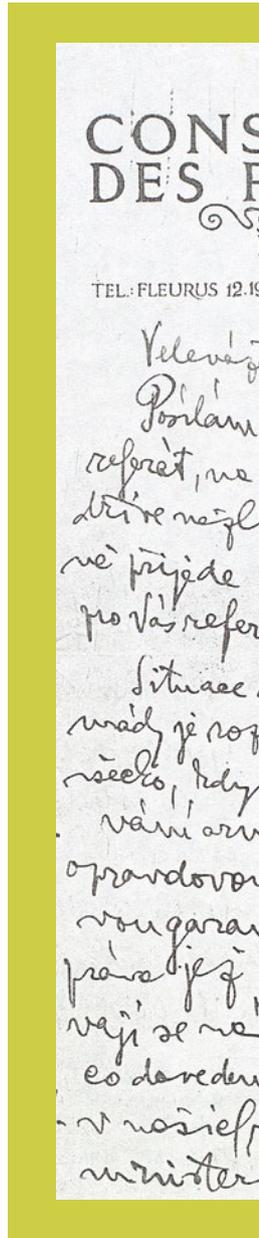
Heutige Fluggäste, die auf glückliche Landung nach ihrer Himmelsreise hoffen, wie gleichfalls am Denkmalwert sozialistischer Architektur und Kunst Interessierte mögen sich der Einschätzung des Dorfsowjetvorsitzenden aus Soschtschenkos Erzählung (die Manfred Krug in seinem Vortrag aus dramaturgischen Gründen verdoppelt hat) durchaus bereitwillig anschließen: »Agitiert nur!«

Der Kunsthistoriker **DIRK SUCKOW** arbeitet am GWZO im internationalen Verbundprojekt »Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler Ostmitteleuropa«, das in einem interaktiven Wissensportal zahlreiche besonders forschungsrelevante Kunstdenkmäler der Region erschließt. Im Frühjahr 2018 erscheint der von ihm gemeinsam mit Christian Lübke und Stephan Krause herausgegebene Band »Der Osten ist eine Kugel. Fußball als Massenphänomen zwischen Konfrontation und Integration«.

Ein verwegener transatlantischer 10.000-Mann-Plan

Was sich Edvard Beneš 1917 ausdachte, um der tschechoslowakischen Auslandsaktion zum Sieg zu verhelfen, spürt FRANK HADLER auf

Wer im 6. Arrondissement der französischen Hauptstadt auf der Rue Bonaparte Richtung Seine geht, kann auf der linken Seite im Haus Nummer 18 das Centre culturel tchèque nur schwer übersehen. Eben diese Adresse des heutigen Tschechischen Zentrums Paris findet sich auf dem Kopfbogen des hier vorgestellten Fundstücks. Es handelt sich um einen Bericht des Conseil National des Pays Tchèques für die Bohemian National Alliance in Chicago, wohin er per Kurier gelangte und wo er erhalten geblieben ist. Zu Papier gebracht hat ihn vor 100 Jahren der damals 33jährige Edvard Beneš (1884–1948). Er unterzeichnete als Generalsekretär »im Namen des Tschechoslowakischen Nationalrates« und tat dies schwungvoll mit



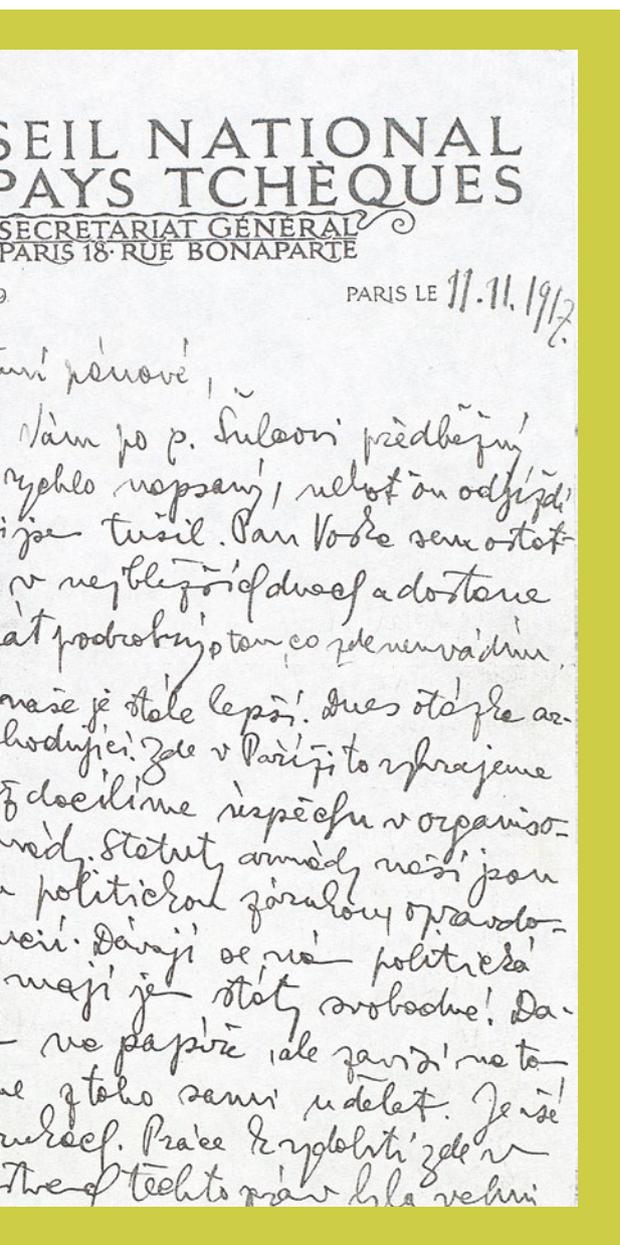
vorgesetztem Dokortitel; eine Marotte, die er später auch in seinen Funktionen als Außenminister und Staatspräsident der Tschechoslowakei beibehielt.

Im Namen des ab Juni 1916 in der Rue Bonaparte 18 angesiedelten Secretariat Général hatte Beneš bis November 1917 mehrfach nach Amerika über den Fortgang und vor allem die Erfolge der Arbeit in Europa berichtet. Das erschien notwendig, weil nicht nur von den in Chicago organisierten Tschechen wesentliche finanzielle Beiträge transferiert worden waren, mit

denen man die offiziell von Tomáš G. Masaryk (1850–1937) in London geleitete Auslandsaktion unterstützte, deren Ziel in einer Internationalisierung der tschechischen und slowakischen Frage bestand. Auch die in Pittsburgh ansässige Slovak League of America hatte sehr viel Geld gesammelt und sogar Mitarbeiter nach Europa entsandt. Doch dass die Slowaken dennoch in der französischen Version von Československá Národní Rada fehlten, dass man gleich zum Einzug des Nationalrates in das Pariser Hauptquartier Briefpapier für den Conseil National des Pays Tchèques drucken ließ, dass mithin das ursprünglich verwendete Territorialbestimmungswort »Tchecoslovaque« keine Verwendung fand, war ausgerechnet auf die Intervention des Slowaken Milan Rastislav Štefánik (1880–1919) hin erfolgt. Der General in französischen Diensten war die dritte Hauptperson der gegen Österreich-Ungarn gerichteten Auslandsaktion und hatte schon Mitte 1916 keinen Zweifel daran zugelassen, die Franzosen seien nicht in der Lage, dieses Wort auszusprechen ...

Im November 1917, als das Fundstück entstand, waren die USA schon seit Monaten im Weltkrieg, hatten aber Wien den Krieg noch nicht erklärt. Und genau da setzte Beneš an, um die Tschechen in Amerika für einen Einsatz in Europa zu aktivieren. Für den Einstieg wählte er ein Stakkato von Erfolgsmeldungen: »Heute ist die Frage einer Armee die entscheidende. Hier in Paris werden wir alles gewinnen, wenn wir einen Erfolg bei der Organisation einer Armee erzielen. Die Statuten unserer Armee sind eine wahrhafte politische Gewähr, eine wirkliche Garantie. Man gibt uns politische Rechte, die nur freie Staaten haben! Man gibt uns das auf Papier, aber es hängt davon ab, was wir selbst damit zu tun in der Lage sind. Das ist alles in unseren Händen. Es war eine sehr schwere Arbeit, diese Rechte hier in den Ministerien zu erkämpfen; alle möglichen Vorurteile, Vorbehalte und Reserviertheiten zu zerstreuen, war nicht leicht. Aber das ist heute erzielt. Unsere Armee wird eine nationale [einfach unterstrichen – F. H.] sein, politisch autonom, der N. R. [Nationalrat] hat wirklich staatliche und souveräne Funktionen – das sind große Erfolge.« Notwendig sei es nun, so Beneš weiter, sich in Amerika zu vergegenwärtigen, dass der Nationalrat »hier«, also in Frankreich, »Menschen, Soldaten« brauche, um »alles in die Hände« zu bekommen. Bereits erreicht worden sei dies: die Ernennung der

Offiziere, »wir entscheiden über die Verwendung der Armee, verhandeln mit den Ministerien als Gleiche unter Gleichen«, aber das nur unter der Bedingung, über Soldaten und Gelder zu verfügen. Und nun ließ Beneš die Katze aus dem Sack: »Wirken Sie also bitte in diesem Sinne, damit unsere Leute nach Frankreich kommen. Wenigstens [dreimal unterstrichen – F. H.] 10.000 Menschen von Ihnen würden wir wollen«.



Was war das für ein Plan! Um ihn den »hochverehrten Herren« in Chicago schmackhaft zu machen, trug der Generalsekretär aus Paris immer dicker auf. Der Nationalrat würde alles leiten, die Ministerien müssten über die Armee alles mit »uns« verhandeln. In »allernächster Zeit« würde man einen Generalstab bilden, dieser Stab diene dann als Vermittler zur französischen Regierung und Militärführung. »Wir werden ihm gegenüber eine Position haben, ähnlich der eines Ministeriums zum Chef der Armee«. Einmal aufs Papier gebracht, überkamen den Schreiber dann aber offenbar selbst Zweifel an seiner Geschichte, denn gleich im nächsten Satz schränkte er ein: »Die Begriffe ›Ministerium‹, ›Regierung‹ usw. verwenden wir aber nicht, weil das nicht am Platze ist, gefährlich, es könnte lächerlich sein; davor haben wir Angst und das wollen wir entschieden nicht. [...] Wir bitten Sie mithin, dass Sie die Sachen entsprechend verstehen und sich der Angelegenheit vorsichtig, diskret, sachlich annehmen. Wir werden selbst sehen, wie sich die Dinge entwickeln. Ich schreibe Ihnen das nur deshalb, damit Ihnen augenscheinlich wird, dass wir einen genauen Plan haben, dass wir auf dem rechten Weg sind, dass wir uns unserer Sache sicher sind und dass das, was nun getan wird, keine Spielereien und Scherze sind. Das geht wirklich ins Wahre. Wir wollen vor der [Friedens] Konferenz mit etwas fertigem aufwarten, wollen zur rechten Zeit ein ›fait accompli‹ haben und die ganze Welt damit konfrontieren.«

Waren das Worte voll echter Zuversicht oder war dies doch eher Motivationspropaganda, niedergeschrieben auf den Tag genau ein Jahr vor der Kapitulation der Mittelmächte? Der Hang zur relativierenden (Vor)Sicht jedenfalls schien am 11.11.1917 zu überwiegen. Nochmals bat Beneš die Tschechen in Amerika, den »genauen Plan« zu erkennen, ihn »aber nüchtern und vorsichtig zu beurteilen, auf seine Durchführung sachlich zu schauen; wir wollen über die Sache keinen großen Lärm machen, die Arbeit geht uns ruhiger und besser von der Hand ohne sinnloses großes und öffentliches Geschrei und ohne Sensationen. Hier [doppelt unterstrichen – F. H.] ist ein solches Vorgehen absolut notwendig.«

Wann der Bericht aus Paris in Chicago an die Adressaten übergeben wurde, ist nicht genau nachvollziehbar. Viel Zeit zum Reagieren blieb sicher nicht, denn am 11.12.1917 erfolgte die Kriegserklärung der USA an Österreich-Ungarn. Damit wurden die mit österreichischen Papieren nach Übersee ausgewanderten Tschechen über Nacht in Amerika zu Angehörigen einer feindlichen Macht und der verwegene Plan, aus wenigstens 10.000 von ihnen eine Militäreinheit in Europa im Kampf gegen die Mittelmächte zu formen, war hinfällig.

Der Historiker **FRANK HADLER** leitet die Abteilung »Verflechtung und Globalisierung«. 2017 erschien, gemeinsam mit Matthias Middell herausgegeben, das »Handbuch einer transnationalen Geschichte Ostmitteleuropa I«. Die hier vorgestellte Quelle entdeckte er in der »Special Czech Collection« des Archivs der Universität Chicago.

Wissenschaft & Öffentlichkeit

zeigt Ausstellungen mit Beteiligung des GWZO an, versammelt Reaktionen der Öffentlichkeit und zitiert aus Presseartikeln, in denen Veranstaltungen des GWZO besprochen werden oder sich unsere Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler zu Wort melden.

Selbst große, internationale Wanderausstellungen gehen einmal zu Ende. So auch die Erste Bayerisch-Tschechische Landesausstellung 2016/17 *Karl IV. 1316–2016*. Elf Monate lang haben knapp 200.000 Besucher die Möglichkeit genutzt, mehr über einen der bedeutendsten Herrscher der deutschen und böhmischen Geschichte zu erfahren und zahlreiche, beeindruckende Kunstschätze seiner rund 700 Jahre zurückliegenden Regierungszeit zu bestaunen. Die spannende Präsentation, erst in Prag und dann in Nürnberg zu sehen, der prachtvolle Katalog und diverse Publikums- und Expertenveranstaltungen boten neue Einblicke in das Leben und Herrschen im Zentrum des spätmittelalterlichen Europa. Um dies alles zu ermöglichen, hatten GWZO-Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Abteilung »Kultur und Imagination« und des Ausstellungsbereichs »Wissen zeigen« gemeinsam mit den Kooperationspartnern über Jahre geforscht, kuratiert, ediert und organisiert. Anlass genug, die Ausstellungsmacher im Haus noch einmal einen Blick zurückwerfen zu lassen.

Wie es weitergeht, zeigt – wie gewohnt – unser Ausstellungskalender, diesmal mit der neuen Rubrik »Virtuelle Ausstellungen«, ein Gebiet, das in Zukunft für das GWZO noch an Bedeutung gewinnen wird.

Doch zu allererst – ein Blick in die Presse: Wissenschaft und Öffentlichkeit begegnen sich nicht nur im Ausstellungssaal oder im Internet. Auch im Kino, wenn, wie dieses Jahr, das GWZO Partner des Wiesbadener Filmfestivals »GoEast« ist. Dort trafen im April Filmleute aus dem östlichen Europa und der Welt auf mehr als 12.000 begeisterte Cineasten. Ein Highlight war das Symposium »Feminismus wider Willen. Filmemacherinnen aus Mittel- und Osteuropa« samt passender Filmreihe. Wissenschaftlerinnen des GWZO hatten auf dem Podium, bei Filmeinführungen



Die Dokumentarfilmerin Lyalya Stanukinas



Blick in das Symposium »Feministisch wider Willen«

und bei Diskussionen im Kinosaal ihren Part, aber auch im Vorfeld, bei Konzeption, Programmierung, Katalogerstellung und Filmsichtungen. Das Symposiumsprogramm mit prominenten Gästen stieß auf breites Echo in den überregionalen Medien. Wir haben für unseren Pressespiegel eine Rezension aus *Der Freitag* ausgewählt und präsentieren Ausschnitte aus einem umfangreichen Interview mit der Kulturhistorikerin Beáta Hock, das auf dem Blog *festivalists* erschienen ist.



Auszug aus *Der Freitag*
vom 04.05.2017.
Mit freundlicher
Genehmigung.

Abb. 1 *Ramodenime in-
terviu pirad sakitkhebe /
Some Interviews on
Personal Matters*, Regie:
Lana Gogoberidze, 1977



Der andere Begriff

GoEast-Festival Wiesbaden »Feministisch
wider Willen«: Erkundungen auf einer
großartigen Retrospektive

Von MADELEINE BERNSTORFF

Was Frauen über Männer den-
ken, erklärte Ingrid Reschke
so: »Es genügt nicht mehr, wenn
der Ehemann seiner Frau beim
Einkaufen, Abwaschen, Bettenbe-
ziehen, bei der Wäsche und bei der
Kindeserziehung hilft, wenn er ihr
Kohlen holt und Schuhe weg-
schafft.« Reschke war 1968 die erste
Frau, die in einem DEFA-Film Regie
führte. Ein bisschen fehlt es dem
Wir lassen uns scheiden zwar an an-
archistischem Willen, hinzufügen
kann Reschke ihrem Debüt aller-
dings nicht viel, sie stirbt 1971 mit
nur 35 Jahren bei einem Autounfall.

Margarita Barskayas Arbeit
ist auf ähnliche Weise unvollendet
geblieben. Sie drehte 1933 mit
Zerrissene Stiefelchen den ersten

Kindertonfilm weltweit, eine Pro-
duktion der Meschrabpom, jener
legendären sowjetisch-deutschen
Koproduktionsgesellschaft. Mit ein-
drücklichem Realismus schildert
der Film die Armut im Deutschland
der 1930 Jahre und die Eskalation
der Konflikte zwischen Nazis und
Linken im Schulalltag der Kinder.
Barskaya, Gründerin eines Studios
für Kinderfilm, geriet mit ihrem
dritten Film unter stalinistischen
Druck und beging mangels Ar-
beitsmöglichkeiten mit 36 Jahren
Selbstmord. Beide Filme waren
auf der großartigen, von Barbara
Wurm, Christine Gözl und Borjana
Gaković kuratierten Retrospek-
tive »Feministisch wider Willen:
Filmemacherinnen aus Mittel- und
Osteuropa« beim Wiesbadener
GoEast-Festival zu sehen. In einem
begleitenden Symposium wurde
die Frage eines reluctant feminism
diskutiert, eines vorsichtigen,
widerstrebenden, widerwilligen
Feminismus. Geprägt hat den
Begriff die Filmwissenschaftlerin
Dina Iordanova; sie beschreibt
damit die Reaktion auf den doch
ziemlich aggressiven und oft
ignoranten Import von westlichem
Feminismus nach 1989.

Gynäkologie-Komödie

Eines Feminismus, der meinte,
die meisten Probleme von Frauen
aus einer männlich dominierten



Abb. 2 *Wir lassen uns scheiden*, Regie: Ingrid Reschke, 1968

patriarchalen Kultur erklären zu können – ein essenzialistisches

und apolitisches Konzept, das die spezifische soziale und ökonomische Situation der Frauen in Osteuropa übersah oder übersehen wollte. Der weiße mittelständisch-westliche Feminismus mit seinen universalisierenden Machtgesten stand zur Disposition. Denn in Wiesbaden ging es um den Plural, um Feminismen, darum, wie in Systemen, die grundlegende Erregenschaften wie Gleichbeschäftigung von Frauen und Männern, verlässliche Kinderbetreuung und gerechte Scheidungs- und Abtreibungsgesetze verwirklicht hatten, mit der Mehrfachbelastung für Frauen umgegangen wurde. Und welche Bilder dafür gefunden wurden von Regisseurinnen, die vergessen oder nur für einen Film wirklich bekannt wurden wie die große tschechische Regisseurin Věra Chytilová.

In Wiesbaden war ihre Gynäkologie-Komödie *Spiel um den Apfel* (1976) zu sehen. Der Film entstand nach acht Jahren erzwungener Abwesenheit vom Filmgeschäft in der Folge von 1968. Den Zensoren waren die Geburts-

bilder zu viele, der Kaiserschnitt zu blutig. Es sei Blut für das Leben, sagte die Regisseurin. Tatsächlich sind die Beteiligten hemmungslos promisk. *Spiel um den Apfel* ist eine Slapstick-Commedia dell'Arte, in der die Schwangeren am laufenden Band stöhnen und der Gynäkologe seine Arztroman-Stirnfalten runzelt. Die fröhlichen Zooms und sarkastischen Dialoge zeigen deutlich, wer alles nicht das Zentrum des Universums ist.

Die ungarische Regisseurin Márta Mészáros schilderte in ihren Filmen dagegen das Ineinandergreifen von staatlicher Ideologie, Arbeitsalltag und Sexualität mit einem Sinn für den berührten, verletzlichen Körper, für Blicke und Eigenwilligkeiten. Bei GoEast war ihr eine ganze Retrospektive gewidmet, die demnächst auch im Berliner Kino Arsenal zu sehen sein wird.

Die georgische Regisseurin Lana Gogoberidze erzählt in ihrem Klassiker *Einige Interviews zu persönlichen Fragen* (1978) von der Journalistin Sofiko, die eine Recherche nach Glück und Unglück in der Gesellschaft in inszenierte Addressierungen des Publikums überführt, den Abba-Song »Money, Money, Money« anspielt und auf

chiffrierte, aber für die Behörden offensichtliche Weise von der Rückkehr ihrer Mutter aus der Verbannung erzählt.

Im wirklichen Leben ist diese Mutter Noutsa Gogoberidze schon Regisseurin gewesen; sie drehte 1930 den Kulturfilm *Buba*, in dem die patriarchale Ordnung in einer Kaukasusregion mit den Bildern einer leuchtenden sozialistischen Zukunft überblendet wird. Dann kam die Verbannung wegen des in Ungnade gefallenen Ehemanns, das Studium in Jena, das Schweigen über die Zeit als Filmemacherin.

Kontinuität gibt es trotzdem. Heute inszeniert Enkelin Salomé Alexi in dem Film *Felicità* (2009) die Aufbahrung eines toten Ehemanns in einem georgischen Dorf, während seine Frau das nötige Geld im fernen Italien verdient. Der Trauersermon, den sie dort ins Handy spricht, wird für die Trauergäste übertragen. Und bald erfahren die zu Hause gebliebenen Männer, was sie wirklich von ihnen denkt.



Gekürzter Auszug aus
festivalists.com.
 Mit freundlicher
 Genehmigung.

Reluctant feminism

ROHAN BERRY CRICKMAR's exchange on Hungarian cinema and feminism with Beata Hock, one of this year's Symposium speakers

What makes goEast such an intriguing fixture on the film calendar for any enthusiasts and researchers in the region is the fact that it combines a film festival and industry set-up with an academic conference. This year's Symposium was a real labour-of-love for the triumvirate of German-based academics Barbara Wurm (Humboldt-Universität), Borjana Gaković, and Christine Gözl (GWZO). The working title for the Symposium was *For a New Axis – Affirmative Action Now!* and once again highlighted one of this year's festival themes, namely creating a critical opposition to the divisive and regressive ascendancy of chauvinistic and patriarchal politics globally. However, this title was then superseded by *Reluctant*

Feminism: Women Filmmakers from Central and Eastern Europe.

[...] Wurm, Gaković, and Gözl's clear desire with this Symposium was to probe precisely what was at issue for many of these female filmmakers within Central and Eastern Europe, as well as looking at a forgotten, or overlooked, legacy of female filmmaking, particularly amongst documentaries, within the region. There was also a committed aim to try and examine how feminist thinking has developed within Central and Eastern Europe, and how this has impacted upon female filmmakers within the region, especially with regard to how feminism may have developed and formed a more coherent socio-political counterweight to the regressive political tenden-



Abb. 1 *Pussy*,
 Animation: Renata
 Gašiorowska, 2016



Abb. 2 *Kilenc hónap / Nine Months*, Regie: Márta Mészáros, 1976

cies of Europe's largely right-wing governments. [...] Among the strongest of the Symposium lectures that I attended was the engaging look at feminist film practice in Hungary by Beata Hock (GWZO) entitled »I'm the Woman of My Life – Feminist Perspectives on Eastern European Cinema«. From the outset Hock established that her paper was not merely about female filmmakers within Eastern Europe, but also about practices within the female creative arts in the region and how they have a pan-European, or global reach. Referring to Louis Althusser and Michel Foucault, as well as to Kumari Jayawardena, Hock described gender as an analytical category that changes over time and space, and is by no means a stable critical construct. By deploying this formulation, it then enabled her to critique the inherent normative effects of applying historical formulations of gender, entirely inattentive of contemporary developments, nuances, and critical shifts. [...]

I caught up with Beáta Hock for a short conversation [...]:

I found your talk yesterday to be a fascinating and provocative overview of the development of female-focused film in Hungary, and I was wondering if you would be able to expand upon this a little.

So, I had these analytical criteria, tools identified from feminist film theory. Then I took Hungarian decades, as in overviews of Hungarian film history, it seemed more or less that decades worked fine as a means of periodization. Not only can you characterize decades as mechanical apparatus, but in the case of Hungarian cinema decades really do seem to be distinct passages of time.

I guess there is something comparable in Polish cinema, where the major events of Polish post-war film history tend to come together in decade-long passages of time through to about the 1990s, when things become a little more complicated.

Yes, it is the same in the 1990s in Hungary. The 1950s are certainly when »the women« appear in Hungarian cinema, working women. [laughing] Now, yes, they are ridiculous from our present perspective, but again, in comparison with pre-war mainstream cinema, where women only really had these decorative side roles, this is a big step forward [the working-woman film]. However, all of these films were still made by men. At the time there were simply no female directors in Hungarian cinema. By the time

we enter the 1960s, then there are male directors who are placing women characters at the centre of their historical-set narratives, because – and I have to say this is not my finding, as I was joined on the study by another Hungarian film scholar who proposed – through women characters you may be able to convey more critical positions. This is partly because women are still not taken as seriously as male characters at this point. They are seen as feeble figures, and I point to this because in the talk this morning on the GDR films, Kornelia Klaus was reporting the same thing. In quoting a male GDR director, she showed that he worked with female characters within the framework of contemporary parable narratives, in an attempt to critique the system. In this way women were still being depicted as »immature« political subjects and somehow still being interpreted rather offensively as naïve and feeble. These characters were then allowed to voice more daring critical positions.

It is almost like they are ciphers or caricatures, ways of getting at authority without suffering any significant censure.

Yes, they are not taken seriously because they are women. Whereas, if a man criticizes something, then it means something, it has more weight. So this is one of the reasons that you get female-centred narratives emerging within the Hungarian case, especially during the 1960s. Then in the 1970s, Hungarian cinema begins to return to, and focus upon, more contemporary issues, especially social issues. There

is the major theme of the crisis of the intellectuals, which is one of the areas where you still see male figures predominating. The 1970s was a period when filmmakers were a little freer to express criticism against the socio-political structures of their society, so women within these films are less important as a means of conveying critical positions. What does emerge during this period, however, is a different type of female look. In the 1960s, female characters in Hungarian cinema were still obligatorily pretty figures, but by the 1970s these female faces are converted into a more realistic and everyday appearance, deliberately undermining their previous glamour. However, it is interesting to note that in the 1970s this kind of conversion of female glamour into »realism« is seen as happening throughout global cinema through a feminist intervention into filmmaking. In one of the Hungarian films of this period (Péter Gothár's *A Priceless Day / Ajándé ez a nap* from 1979) there is a direct reference to one of Scorsese's films of the early seventies ...

...*Alice Doesn't Live Here Anymore* (1974)?

Yes, *Alice Doesn't Live Here Anymore*. This is shown within the Hungarian film as a film that the central couple go to see at the cinema, a rare direct reference to Hollywood. This is all the more striking, because the lead actress is shown as a rather dowdy and unglamorous everyday woman, even though in reality she was a quasi sex symbol of Hungarian cinema of the period. In that film she isn't portrayed as being in any way glamorous, and by the end of the

film she – her character – and her lover's wife end up having a long and hearty night together, drinking, and trading confidences.

So what you are saying here is that there was a conscious effort to downplay the glamour of actresses who would have otherwise been seen as, for want of a better term, sex symbols? I suppose this would favorably compare with the journey of Hollywood actresses like Jane Fonda during a similar period.

Yes and this is where it becomes interesting, as suddenly in the 1970s you can no longer talk about isolated filmmaking practice, because, especially through things like festivals, film begins to become far more transnational.

I understand this entirely, because this is what I argue you see happening with Polish filmmakers who are exposed to a much wider array of film influences through film school environments and the international festival circuit, and thus

take things out into that sphere, whilst simultaneously incorporating elements of other cinemas back into their Polish work. You are also seeing things change at a practical technical level, with state socialist filmmaking practice being mixed with Hollywood studio practice and other complex production structures, which blurs any discernible boundaries between national film industries to a large degree.

Certainly the way creative workers operate is through ideas and images, and these things aren't really restricted or confined by such borders. Returning to my timeline, I would say it is only really in the 1980s that we see female characters emerging fully-formed, within their own right, in Hungarian cinema. This is really the first point where these characters are of interest in themselves and not because they are a site of other narratives. Yet, even at this point, still a great number of these films are made by male directors, as I mentioned in my talk yesterday. That said, it is telling that there



are such a number of films that emerge out of Hungary during this period dealing with social issues that may broadly be described as being of significance to women. So even though you have a film being made by a male director within Hungary, it is still a film that looks, say, at the problems of aging for a central female character. Now, these films may increasingly exist due to a greater presence of female figures in all fields of Hungarian society, or may be because of a greater influence of women upon Hungarian filmmaking of the time, or it may be because the state socialist system funds a film based upon the issue it is examining rather than the amount of profit it might make at the box office. So, ultimately, what I am trying to explain here is that there were other ways, rather than a grassroots feminist social movement and the theoretical insights emerging from it, to arrive at a very similar kind of critical film language. So I would argue that this kind of state socialist-supported film culture could quite easily arrive at the

same sort of film production and consumption practice as feminist »counter-cinema« of the period advocated. It is also worth remembering that state socialist governments would have implemented female-targeted policies that could have helped promote such an atmosphere. ...

Just to wrap up, can I ask you a specific question about an issue that you raised with Márta Mészáros in your talk yesterday. I felt you were about to make a fantastic criticism of her work, but you appeared to not have the time.

Or maybe it just wasn't the place. In my book [*Gendered Creative Options and Social Voices: Politics, Cinema and the Visual Arts in State-socialist and Post-socialist Hungary*, 2013] I go into this issue in more detail. In *Fetus / A magzat* (1994) – a superficially similar film to the one showing here *Adoption / Orokbefogadas* (1975) – a woman who cannot have children decides to look for a surrogate mother. Now, the way the woman who

cannot have children is portrayed is as if she is almost demonized, and the way in which Mészáros chooses to photograph her suggests almost a moral dislike for her flesh. This was very hard for me to watch. I also think that in her later films, such as her diary films, I am not sure they offer too much in the way of a female perspective or sensitivity. In their portrayals of working women and »non-natural« mothers, these films seem to be recalling the sexist stereotypes of the heteronormative cinema that Mészáros was seemed to so directly challenge. These are films in which the possibilities for female solidarity are violently crushed. Other than given a pathologizing and demonizing portrayal, the childless woman is also a representative of ill-used »worldly« power in other films by Mészáros (political power, higher social standing, or wealth, inherited or acquired through marriage), while the natural mother is »always-already« and morally superior. The overall compartment of the non-natural mother or the woman seeking a surrogate mother is pitted against the self-contained femininity of the natural mother.



Links: **Abb. 3**
Napló gyermekeimnek /
Diary for My Children,
Regie: Márta Mészáros, 1984

Rechts: **Abb. 4**
Napló szerelmeimnek /
Diary for My Loves,
Regie: Márta Mészáros, 1987

Nachlese: Kaiser Karl IV. 1316–2016

Eine Ausstellung in Prag und Nürnberg

MARKUS HÖRSCH und
SUSANNE JAEGER

Der 700. Geburtstag Karls IV., des böhmischen und römisch-deutschen Königs sowie Kaisers des Heiligen Römischen Reichs, gab Anlass für die erste Bayerisch-Tschechische Landesausstellung *Kaiser Karl IV. 1316–2016*, die Tschechien und Bayern gemeinsam 2016/17 veranstalteten. Vorbereitet wurde die große Schau durch die Nationalgalerie Prag, das Haus der Bayerischen Geschichte Augsburg und das Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) in Zusammenarbeit mit dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg.

Dem kleinen, aber gut eingespielten Team am GWZO oblag in

enger Kooperation mit den beiden Hauptveranstaltern die Federführung der Objektverwaltung, die Anfrage und Verhandlung von etwa 160 nicht-tschechischen Ausstellungsobjekten bei über 100 Leihgebern aus ganz Europa und den USA sowie die Koordination des betreffenden Leihverkehrs und der Restaurierungsmaßnahmen. Saaltexte wurden verfasst, Begleitpublikationen entstanden und der wissenschaftliche Katalog, ein 700 Seiten starker Prachtband, zu dem das Haus der Bayerischen Geschichte die Bilder beschaffte, brachten das GWZO und die Nationalgalerie Prag gemeinsam heraus. Insgesamt 69 Autorinnen und Autoren steuerten Beiträge bei. Nur so konnte in kaum zwei Jahren eine Ausstellung entstehen, deren

Auswahl an originalen und überaus kostbaren Kunstschätzen des 14. Jahrhunderts seines Gleichen sucht.

Prag und Nürnberg

Prag, Geburtsort Karls IV. und Hauptstadt des Böhmisches Königreichs, dessen Stadtbild bis heute durch Karl IV. entscheidend geprägt wird, sollte der erste Austragungsort sein. Am 14. Mai 2016, dem 700. Geburtstag Karls IV., feierlich eröffnet, bildete die Ausstellung Auftakt und zugleich Höhepunkt eines groß angelegten Jubiläumsjahres zu Ehren dieses in Tschechien hoch verehrten Herrschers. Bis Ende September besichtigten mehr als 93.000 Besucher die Präsentation in der Reithalle des Wallenstein-Palais und im Kreuzgang des Carolinums der Karls-Universität. Anschließend reiste die Schau nach Nürnberg, der wichtigsten Residenzstadt Karls IV. im Heiligen Römischen Reich. Auch Nürnberg erinnerte durch zahlreiche Aktionen, Sonderführungen und Installationen an den bis heute unvergessenen Herrscher. Über 100.000 Ausstellungsbesucher belegen das große Interesse an seiner Person.

Die Ausstellung zielte auf eine umfassende und kritische Würdigung eines der bedeutendsten Herrscher des Heiligen Römischen Reichs und des Königreichs Böhmen. Die einzigartige Dichte an



Abb. 1 Blick in die Ausstellungssektion »Karl als weiser Herrscher«, Prag



Abb. 2 Fragmente des Grabmals der Margarethe von Brabant, Giovanni Pisano, nach 1311

erhaltenen Quellen und Originalzeugnissen ermöglichte es, diesem mittelalterlichen Herrscher erstaunlich nah zu kommen und ihn quasi in einem Close-up zu beleuchten: das Erscheinungsbild, seine persönliche Motivation, das Herrschaftskonzept und die Strategien seiner Umsetzung, seine künstlerische Repräsentation und auch das krisengeschüttelte Jahrhundert, in dem er lebte. So gelang es, die kulturelle und politische Leistung eines ungewöhnlichen Lebens mit seinen Erfolgen und Misserfolgen nach über 600 Jahren wiedererstehen zu lassen. Karl IV. ist noch immer aktuell, denn er legte wichtige Grundlagen für das Selbstverständnis des heutigen Europa. Dazu gehören seine Abkehr von militärischer Gewalt als Lösung politischer Konflikte und die Präferenz von Verhandlung und Kompromiss. Er kodifizierte das Rechts 1356 in der »Goldenen Bulle«, durch die in weiten Teilen des Reichs Landfrieden einkehrte. Dank ihm wurde das Gewaltmonopol dem Staat zugesprochen und man begann die schriftliche Bestandsaufnahme der königlichen Besitzungen in Form von Saalbüchern – quasi ein Urkataster. Aber auch die

systematische Förderung von Handel und Infrastruktur in den ihm unterstellten Gebieten und nicht zuletzt die konsequente Förderung von Bildung, Sprach- und Schriftkundigkeit durch den Herrscher waren wegweisend. ^{Abb. 1}

Originale im Zentrum

Wie auch bei anderen Ausstellungen des GWZO standen die originalen Objekte selbst im Zentrum der Schau, sie waren Aufhänger und

Kern der Narration. Um sie den Betrachtern zugänglich zu machen, wurde eine Fülle von Forschungsergebnissen der Geschichte und Kunstgeschichte, der Theologie, der Literaturwissenschaft, der Musikgeschichte, aber auch der Medizin- und Klimageschichte und der Archäologie zusammengetragen. Dieses Wissen liefert die Grundlagen zur Darstellung der konkreten kultur- und kunstgeschichtlichen und durchaus auch material- oder gattungsgeschichtlichen Kontexte des einzelnen Kunstwerks.

Die Arbeit mit originalen Kunstwerken stellte auch diesmal ganz besondere Anforderungen



Abb. 3a Kristallkrug; Paris, 1. Hälfte 14. Jahrhundert



Abb. 3b Kristallkrug für eine Reliquie des Tischtuchs vom Letzten Abendmahl Jesu; Krug; Paris, 1. Hälfte 14. Jahrhundert; Fassung: Prag, um 1350

an Ausstellungstechnik und Präsentation. Es hieß nicht nur, angemessene, für jedes Objekt spezielle, konservatorische Bedingungen zu beachten und die richtige Ausleuchtung zu garantieren, was längst zum Standard erstklassiger Ausstellungshäuser gehört. Auch die gebührende ästhetische Präsentation und Inszenierung galt es zu finden, um dem Besucher die Einzigartigkeit der Objekte schon beim bloßen Durchschreiten der Präsentation, wie von alleine, bewusst werden zu lassen.

Forschung am Objekt

Es mag selbstverständlich erscheinen, dass Kunsthistorikerinnen und Kunsthistoriker so dezidiert mit Originalen arbeiten. Doch in Zeiten der scheinbar unbegrenzten Verfügbarkeit von Abbildungen, der angeblich gleichwertigen Reproduzierbarkeit durch 3D-Scan und -Druck sowie architektonische Rekonstruktion hat es das Originalobjekt zunehmend schwerer. Und doch birgt allein das Original auch für spätere Generationen einen Informationsschatz zu seiner

Geschichte und zu der materiellen und immateriellen Kultur, die es erschuf. Längst nicht alle können wir derzeit schon als solche erkennen, geschweige denn entschlüsseln oder verstehen, weil die richtigen Fragen noch nicht gestellt, die Untersuchungsmethoden noch nicht entwickelt worden sind. Mit dem Verlust des Originals ginge dieser nahezu unendliche Fundus an kultureller Information unwiederbringlich verloren. Umso notwendiger erscheint es, den materiellen Seiten der Kultur in ihrer unbestreitbaren Bedeutung zum Recht zu verhelfen, und zwar stets in Verbindung mit konkret-historischen Perspektiven, ohne die das kulturelle Originalobjekt nicht angemessen verstanden werden kann.

Highlights

Die Ausstellung versammelte rund 250 einzigartige und zum Teil überaus kostbare Werke der mittelalterlichen Malerei, Skulptur und Schatzkunst, der Buchmalerei, des Kunsthandwerks, der böhmischen Bildstickerei, aber auch bedeutende Dokumente, Urkunden und Stiftungsbriefe. Zu den eindrucklichsten Exponaten gehörten sicherlich die Fragmente des von Giovanni Pisano nach 1311 geschaffenen Grabmals der Margarethe von Brabant, der in Italien verstorbenen Großmutter Karls IV., aus dem Museo

di San'Agostino und dem Palazzo Spinola in Genua. ^{Abb. 2} Erstmals nach ihrer Wiederentdeckung 1969 in einem Genueser Villengarten waren sie gemeinsam ausgestellt. Unter den vielen kostbaren, in der Ausstellung gezeigten Steinschnittgefäßen, einer aus der Antike stammenden und als solche im Mittelalter und insbesondere von Karl IV. bewusst rezipierten Kunst, sind die beiden aus je einem einzigen Bergkristallblock geschnittenen Kristallkrüge aus Wien und Prag besonders bemerkenswert ^{Abb. 3a, b} Erstmals nebeneinander ausgestellt, machte der direkte Vergleich deutlich: Sie wurden ganz offensichtlich in derselben, vermutlich Pariser, Werkstatt gefertigt. Das Prager Stück, das später mit einer kostbaren Goldschmiedemontierung versehen wurde, entstammt dem von Karl IV. an den Veitsdom gestifteten Reliquienschatz und barg das angebliche Tischtuch vom letzten Abendmahl Christi.

Ein materiell wie künstlerisch so vollendetes Tafelbild wie die Madonna von Zbraslav nimmt mit seinem Zauber auch den heutigen Besucher sofort gefangen und gibt beredt Zeugnis von einer Geisteswelt, die zutiefst von Karl IV. und der um ihn versammelten geistlichen Gelehrsamkeit geprägt war. ^{Abb. 4} Auf der anderen Seite stehen die bereits angesprochenen, politisch ordnenden Maßnahmen Karls – die »Goldene Bulle« von 1356 und die Bestandsaufnahmen seiner Besitzungen. Auch so unterschiedliche Aspekte kann eine kunsthistorische Ausstellung zusammenführen und anhand von solchen, gleichsam sprechenden Objekten, die von diesen



Abb. 4 Madonna aus der ehemaligen Zisterzienserabtei Zbraslav (Königsaal) bei Prag, um 1345–1350



Abb. 5 Bronzekreuz vom Turm der St.-Albani-Kirche in Göttingen, nach 1342

den Neubau ersetzt wurde) und das von einem Göttinger Goldschmied zum Gedenken an seinen in der Magdalenenflut 1342 ertrunkenen Vater gestiftete Turmkreuz von St. Albani zusammen treffen. **Abb. 5** Oder aber, wenn man von der französischen Buchsbaumholz-Madonna aus Poissy (heute im Museum Mayer van den Bergh in Antwerpen), deren Echtheit

ausgehende Erzählung erhellen. Im glücklichsten Fall lassen sich mehrere Objekte zusammenführen, die dann gemeinsam eine noch intensivere Aussage ergeben – so wenn die Steine der im Hochwasser von 1342 zerstörten Prager Judithbrücke (die dann unter Karl IV. durch den heute noch bestehen-

im Rahmen der Ausstellung durch eine Altersbestimmung erhärtet werden konnte, einen Bogen schlagen kann zu den in der Würzburger Gegend und in Prag (Altstädter Rathausmadonna) anzutreffenden Nachfolgewerken. **Abb. 6** Deren formal-künstlerische Verwandtschaft lässt den intensiven Austausch zwischen Paris und Prag in der Zeit Karls IV. anschaulich und nachvollziehbar werden.

Nachleben

Ergänzt wurde dies durch Quellenzitate an den Wänden, die jeweils bewusst die unterschiedliche Sicht der Zeitgenossen auf den Herrscher Karl deutlich machten. Denn unumstritten war auch im Mittelalter kein Herrscher – und eine Ausstellung sollte nicht nachträglich diesen Eindruck erwecken. Zumal dann nicht, wenn auch heute noch die Auffassungen sehr unterschiedlich sind: In Tschechien gilt Karl als größter Tscheche aller Zeiten, in Deutschland ist er weit weniger bekannt und wird nicht zuletzt wegen seiner Rolle

in den Pogromen von 1349 im Heiligen Römischen Reich zu Recht kritisiert. Dieser Aspekt des Nachlebens darf in einer Ausstellung, die sich dem Abbau von Klischees verschrieben hat, nicht fehlen. In Prag war ihm eine ganz eigene Abteilung in den historischen Räumen der Karls-Universität gewidmet; in Nürnberg musste diese Abteilung aus räumlichen Gründen etwas kleiner ausfallen. Sie dokumentierte den Umgang mit geschichtlicher Überlieferung durch Zeiten und Regime hinweg – und sie machte bewusst, dass auch unser Blick zeit- und interessengebunden ist.

MARKUS HÖRSCH ist Kunsthistoriker und forscht am GWZO zu Fragen des Kunsttransfers, zur Rekontextualisierung von Kunstwerken und zur repräsentativen Funktion von Kunst in Spätmittelalter und Früher Neuzeit in der Abteilung »Kultur und Imagination«. Gemeinsam mit Jiří Fajt hat er den Katalog zur Ausstellung *Kaiser Karl IV. 1316–2016* herausgegeben.



Abb. 6 Madonnen: Würzburger Kirche (?), Ende 1340er Jahre (links); vom Altstädter Rathaus, Prag, um 1365 (rechts)

Die Kunsthistorikerin **SUSANNE JAEGER** kuratiert und organisiert am GWZO Ausstellungen in der Abteilung »Wissenstransfer und Vernetzung«. Aktuell bereitet sie mit nationalen und internationalen Partnern Ausstellungen zum mittelalterlichen Erfurt und zum 30-jährigen Krieg in Mitteleuropa vor.

Ausstellungskalender 2017/18

20.10.2016–05.03.2017

Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg
Karl IV. (1316–1378). Bayerisch-Tschechische Landesausstellung 2016

Eine Ausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte Augsburg und der Tschechischen Nationalgalerie Prag in Zusammenarbeit mit dem GWZO und dem Germanischen Nationalmuseum Nürnberg

Leitende Kuratoren: Wolfgang Jahn (Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg) und Jiří Fajt (Nationalgalerie Prag und GWZO), Co-Kuratoren: Susanne Jaeger (GWZO) und René Küpper (Haus der Bayerischen Geschichte, Augsburg)

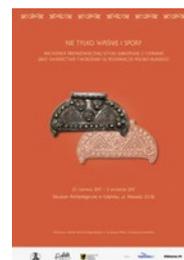


22.06.2017–03.09.2017

Archäologisches Museum Danzig
Nicht nur Spannungen und Konflikte: Meisterstücke der mittelalterlichen Juwelierkunst aus Czerwno – Zeugnisse der Herausbildung des polnisch-altrussischen Grenzgebietes

Eine Ausstellung des Museums für Regionalgeschichte in Tomaszów Lubelski

Kuratoren: Jolanta Bagińska (Tomaszów Lubelski) und Jacek Freza (Gdańsk), wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO)



07.12.2016–28.05.2017

Nationalmuseum Krakau
Schätze der Červenischen Burgen

Eine Ausstellung des Nationalmuseums Krakau

Kurator: Prof. Dr. Mirosław P. Kruk (Nationalmuseum Krakau), wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO), Anna Bochnak (Nationalmuseum Krakau) und Iwona Florkiewicz (Universität Rzeszów)



Eine Ausstellung des Museums für Regionalgeschichte in Tomaszów Lubelski

Kuratorinnen: Jolanta Bagińska (Tomaszów Lubelski) und Barbara Szpunar (Tarnów), wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO)



05.06.–01.11.2017

Museum Schloss Moritzburg, Zeitz
Dialog der Konfessionen. Bischof Julius Pflug und die Reformation

Eine Ausstellung der Vereinigten Domstifter von Naumburg, Merseburg und Zeitz

Kuratoren: Markus Cottin und Holger Kunde, wissenschaftlich begleitet von Markus Hörsch (GWZO)

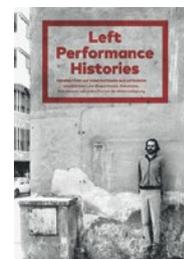


03.02.–25.03.2018

Neue Gesellschaft für bildende Kunst (nGbK), Berlin
Left Performance Histories. Perspektiven auf Kunstaktionen aus Osteuropa

Eine Ausstellung der Neuen Gesellschaft für bildende Kunst, kuratiert von Mitgliedern des DFG-geförderten Wissenschaftsnetzwerkes »Aktionskunst jenseits des Eisernen Vorhangs«

Kuratorinnen: Adam Czirak (Freie Universität Berlin), Astrid Hackel (freie Wissenschaftlerin), Beáta Hock (GWZO), Andrej Mircev (Freie Universität Berlin) und Angelika Richter (freie Kuratorin)



April–Mai 2018

Széchenyi Nationalbibliothek, Budapest

Armenische Bibel und religiöse Praxis

Eine Jubiläumsausstellung des GWZO, der Armenischen Nationalbibliothek und der Katholischen Péter Pázmány Universität aus Anlass der vor 350 Jahren gedruckten »Armenischen Bibel«.

Kuratoren: Bálint Kovács (GWZO) und Vahe Tachjian (Katholische Péter-Pázmány-Universität Budapest)



08.05.–31.08.2018

Nationalmuseum Krakau

Istotne – niepozorne.

Plomby ołowiane na handlowych szlakach Europy

Bedeutsames im Unscheinbaren.

Bleiplomben auf den Handelsstraßen Europas

Eine Ausstellung des Nationalmuseums Krakau, wissenschaftlich begleitet von Marcin Wołoszyn (GWZO)



Virtuelle Ausstellungen

www.trinkewitz-ausstellung.de

**»Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku« –
Der Künstler Karel Trinkewitz**

Eine virtuelle Präsentation der Ausstellung »Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku« – Der Künstler Karel

Trinkewitz. Eine Ausstellung

des GWZO, der Humboldt-Universität zu Berlin und der Universität Potsdam, 15.09.–03.10.2016, Lichthof der Humboldt-Universität zu Berlin.

Kuratiert von Christine Gözl (GWZO), Alfrun Kliems (Humboldt-Universität zu Berlin) und Birgit Krehl (Universität Potsdam), als digitale Ausstellung konzipiert und umgesetzt von zeitläufer, conwords und Christine Gözl (GWZO)



bietet einen Überblick über die am Institut geleistete Forschung, über Veranstaltungen und Publikationen und stellt einen ausgewählten Ansatz näher vor.

Ziele

Gegründet 1995 als Geisteswissenschaftliches Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas, ist das heutige Leibniz-Institut GWZO in mehrfacher Hinsicht ein Kind seiner Zeit. Es hat die Forschung zum östlichen Europa und insbesondere zu Ostmitteleuropa in den beiden deutschen Staaten, der alten Bundesrepublik und der DDR, zusammengeführt und fortentwickelt. Seit Beginn des Jahres 2017 ist das GWZO nun Teil der Leibniz-Gemeinschaft und trägt den Namen Leibniz-Institut für Geschichte und Kultur des östlichen Europa. Besonderes Anliegen des Instituts war und ist es, die Verbindungen in die östlichen Nachbarländer zu erhalten, zu erweitern und zu erneuern. Hier wird das Forschen als ein Forschen in und mit dem östlichen Europa und mit einem besonderen Schwerpunkt auf Ostmitteleuropa gestaltet – gemeinsam mit den Spezialisten vor Ort und in der Welt. Trotz der Namenänderung und der damit markierten geographischen Ausweitung der wissenschaftlichen Zuständigkeit ist auch weiterhin das für das Institut seit seiner Gründung angewandte und fortentwickelte Konzept einer durch besondere Strukturen gekennzeichneten Geschichtsregion Ostmitteleuropa grundlegend und bildet den Ausgangspunkt. Von hier werden zusätzlich Blicke nach Norden und Osten geworfen – nach Belarus, zu den baltischen Ostseeanrainern und weiter nach Nordosten sowie in die Ukraine und bis zum Kaukasus. Die Ausrichtung des Instituts hat die Interaktion und Kooperation mehrerer Fächer zur notwendigen Konsequenz. Bis heute ist das Forschungsprogramm den Prinzipien von Komparatistik, Interdisziplinarität und Transnationalität verpflichtet.

Der Forschungsgegenstand des Instituts, Tiefenwissen zur Geschichte und Kultur des östlichen Europa und insbesondere Ostmitteleuropas zu generieren, umfasst ein chronologisches Spektrum vom Früh-

mittelalter bis zur Gegenwart. Phänomene wie multi-ethnische Siedlungsprozesse, ausgeprägte Ständeverfassungen, pluralistische Konfessionalisierung, Ruralität und späte Industrialisierung, nationale und staatliche Emanzipationsprozesse bis an die Schwelle der Gegenwart sowie von außen herangetragen und intern rezipierte Rückständigkeitsdiskurse prägen die Strukturen Ostmitteleuropas auf lange Dauer. Für die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts sind überdies die 1918 entstandene »Kleinstaatenswelt« sowie die nationalsozialistische und sowjetische Überformung Ostmitteleuropas samt den Genoziden Holocaust und Porrajmos zu nennen. Für die zweite Hälfte spielen das Exil, intellektuelle Dissidenz, zivilgesellschaftliche Gegenstrukturen sowie das genuin ostmitteleuropäische Epochenjahr 1989 eine Rolle.

In den letzten Jahren wurde die Arbeit des Zentrums mehrfach, darunter auch durch den Wissenschaftsrat, positiv evaluiert und die herausragenden Forschungs-, Publikations- und Ausstellungsleistungen am GWZO unterstrichen. Die Anfang 2013 vom Wissenschaftsrat veröffentlichten Empfehlungen zur Weiterentwicklung der außeruniversitären historischen Forschung zu Osteuropa attestieren dem Zentrum die anhaltende Relevanz seines Forschungsgegenstands. Im Rahmen der Gesamtentwicklung der Europäischen Union ist das Interesse an politischen Entwicklungen im östlichen Europa und an deren historisch-kulturellen Hintergründen – bedingt durch den Beitritt der östlichen Anrainerstaaten 2004 und 2011 zur Europäischen Union – bis heute noch gewachsen, wozu die diversen Jahrestage und damit Erinnerungen an die Weltkriege, den »Prager Frühling« 1968 und das »Wendejahr« 1989, sowie die Ereignisse in der Ukraine und aktuell insbesondere die politischen Entwicklungen in Polen und in Ungarn Anlass geben.

Ansätze

Die Wiederherstellung zerstörter Baudenkmäler – seit langem ein Thema erhitzter Debatten in Deutschland – hat in der östlichen Hälfte Europas eine reiche und bisher zu wenig beachtete Tradition. Mit dem Arbeitsgebiet »Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert)« richtet das GWZO den Blick auf die besondere politische Bedeutung, die den Rekonstruktionsvorhaben bis in die Gegenwart zugeschrieben wird.

Wohl in keinem anderen Land ist so viel über architektonische Rekonstruktion geschrieben und gestritten worden wie in Deutschland. Seit mehr als einem Jahrhundert schon erregt die Frage nach der Zulässigkeit der Wiederherstellung zerstörter Baudenkmäler hierzulande die Gemüter, und dies weit über die Fachöffentlichkeit hinaus. Seit den 1980er Jahren erlebt Deutschland eine neue Welle, um nicht zu sagen eine Flut von Rekonstruktionsprojekten, die immer wieder von hitzigen Debatten begleitet werden. Die vielen polemischen Auseinandersetzungen, etwa um den Wiederaufbau der Frauenkirche in Dresden oder des Stadtschlusses in Berlin, wurden zu einem Impuls für eine verstärkte wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Phänomen Rekonstruktion in historischer Perspektive. Mittlerweile liegt eine kaum noch überschaubare Fülle von Publikationen vor, die sich dem Thema mit verschiedenen Fragestellungen und Prämissen widmen. Dabei ist auch ein Bemühen um Blickerweiterung über die Grenzen Deutschlands hinaus erkennbar. Allerdings bleibt

just jener Teil der Welt nach wie vor unterrepräsentiert, in dem architektonische Rekonstruktion nicht nur eine besonders reiche Tradition, sondern bis in die Gegenwart immer wieder auch eine eminente politische Bedeutung hat: die östliche Hälfte Europas.

Wer wenn nicht wir

Dies zu ändern, hat sich das GWZO mit dem Arbeitsschwerpunkt »Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert)« vorgenommen. Kunsthistoriker (Robert Born, Tomasz Torbus, Arnold Bartetzky), ein Historiker (Andreas Fülberth) und eine Archäologin (Karin Reichenbach) untersuchen seit 2014 zahlreiche Rekonstruktionsprojekte zwischen Ostsee, Adria und Schwarzem Meer, die in Deutschland überwiegend kaum bekannt oder auch weitgehend vergessen sind. Den Studien liegt ein weiter Begriff der Rekonstruktion zugrunde, der neben dem vollständigen, mehr oder weniger originalgetreuen Wiederaufbau total zerstörter, auch die rekonstruktiv-ergänzende Restaurierung überformter Bauten oder die Präparation und Präsentation archäologischer Befunde einschließt. Der Ansatz ist auch offen für andere Formen der Vergangenheitsinszenierung im Stadtraum, etwa durch Denkmalsetzungen oder Anverwandlungen historischer Bauformen in der jeweiligen Gegenwartssarchitektur.

Bei allem Facettenreichtum des Themas gilt das Interesse vor allem einem spezifischen Aspekt der Rekonstruktion, der in der östlichen Hälfte Europas mit besonderem Ertrag studiert werden kann: ihrer Funktion für Nationsbildung im weiten Sinne. Dem Wiederaufbau symbolträchtiger Baudenkmäler und Ensembles wurde und wird bis heute immer wieder eine wichtige Rolle für nationale Bewusstseinsbildung, Emanzipation, Selbstbehauptung und oftmals auch Abgrenzung beigemessen. Dies gilt besonders für werdende, junge und im Umbruch befindliche Nationalstaaten. Die Inszenierung der Architektur vergangener Epochen wird häufig als ein visuell wirksames Mittel der Konstruktion und vielfach auch

der symbolischen Korrektur der Nationalgeschichte eingesetzt, mitunter kann sie sogar der Legitimation staatlicher Souveränität und territorialer Ansprüche dienen.

Rekonstruktion als national-politische Therapie

Rekonstruktion für die nationale Sache, oftmals gepaart mit Repräsentationsansprüchen der Staatsgewalt, war und ist natürlich auch in anderen Teilen Europas und darüber hinaus verbreitet. Die Funktion für nationale Mobilisierung und staatliche Selbstdarstellung spielt allerdings gerade bei den alten und neuen Rekonstruktionsprojekten in der östlichen Hälfte Europas auffällig oft eine herausragende Rolle. Die Ursachen dafür wurzeln in den langen Phasen von Fremdherrschaft und imperialer Dominanz, den vielen Regime- und Systemwechseln, ethnischen Spannungen und konkurrierenden Nationalbewegungen, Grenz- und Bevölkerungsverschiebungen, die dieser Teil des Kontinents in den letzten Jahrhunderten erlebte.

Zu den Begleiterscheinungen der Umwälzungen gehörten Zerstörungen oder auch Umnutzungen und Entstellungen von Baudenkmalern, die von der betroffenen Bevölkerung als symbolpolitische Angriffe auf die eigene nationale Identität empfunden wurden – und oft auch so gemeint waren. Zugleich zogen die nationalen Emanzipationsbewegungen seit dem 19. Jahrhundert und vor allem die Staatsneu- und -wiedergründungen nach 1918, 1945 und 1989 Neubewertungen nationaler Traditionen nach sich, die vielfach auch den Ruf nach Rekonstruktion baulicher Zeugnisse einschlossen.

Eines der zentralen Motive zahlreicher Rekonstruktionsprojekte in der östlichen Hälfte Europas ist dementsprechend der Wunsch nach Stärkung des Nationalbewusstseins, vielfach auch nach Überwindung von als demütigend empfundenen Ereignissen oder Phasen durch bauliche Vergegenwärtigung vermeintlicher Glanzperioden eigener Geschichte. Dieses bereits im 19. Jahrhundert verbreitete Motiv gewann nach den Zerstörungen der beiden Weltkriege und zuletzt nach dem Untergang des Staatssozialismus und des Sowjetimperiums eine neue Bedeutung.

So ist in Vilnius, um nur ein aktuelles Beispiel zu nennen, unlängst der Großfürstliche Palast wiedererstanden, mit dem Litauen nach der Wiedererlangung seiner Souveränität an die bis ins Mittelalter zurückreichende Geschichte seiner Staatlichkeit erinnert und zugleich ein Zeichen der Überwindung der langen russischen bzw. sowjetischen Dominanz setzt. Der Wille zur Wiedererrichtung des bereits vor zwei Jahrhunderten von der Bildfläche verschwundenen, in seinen Formen lückenhaft dokumentierten Renaissancebaus wurde durch die Interpretation seines Abbruchs als bewusster Akt der nationalen Erniedrigung durch die russische Stadtverwaltung befeuert. Die aus der Staatskasse finanzierte, in der Bevölkerung umstrittene und von der Fachwelt mitunter belächelte Rekonstruktion wurde folglich von ihren Fürsprechern als Rückgewinn eines Symbols der nationalen Souveränität gefeiert.

Ein Thema von bleibender Aktualität

Vergleichbare nationalpolitische Intentionen und staatliche Repräsentationsstrategien lassen sich in der östlichen Hälfte Europas an einer Vielzahl von Beispielen vom 19. Jahrhundert bis in die unmittelbare Gegenwart analysieren. Im Blickfeld der Untersuchungen ist aber auch ein breites Spektrum anderer Motive, die bei den Projekten oftmals zusammenwirken, etwa städtebauliche Leitbilder, Konzepte der Denkmalpflege, wirtschaftliche Interessen oder Bedürfnisse des Tourismus.

Mit der Neuaufstellung des GWZO als Leibniz-Institut ist die 2014 begründete Projektgruppe »Geschichte bauen« in der neuen Organisationsstruktur des Zentrums aufgegangen. Mit ihren Publikationen und zahlreichen Konferenzbeiträgen im In- und Ausland hat sie bereits neue Akzente in der Forschung gesetzt und die internationalen Debatten zum Thema bereichert. Das Arbeitsfeld bleibt allein schon wegen der anhaltenden Konjunktur architektonischer Rekonstruktion aktuell und wird sicher auch im künftigen Forschungsprogramm des GWZO einen Platz haben.

ARNOLD BARTETZKY

Oskar-Halecki-Vorlesung

Die jährliche Oskar-Halecki-Vorlesung des GWZO verfolgt das Ziel, herausragende Persönlichkeiten des wissenschaftlichen, aber auch öffentlichen Lebens dazu einzuladen, aus ihrem Lebenswerk oder ihrem Erleben über, mit und in den östlichen Nachbarländern Deutschlands für ein breiteres Publikum vorzutragen. Die Festvorlesungen werden anschließend publiziert, um ihre breite Rezeption und fortdauernde Diskussion anzustoßen.

Der in Wien geborene Pole Oskar Halecki (1891–1973) war einer der führenden Mittelalter- und Neuzeithistoriker im Polen der Zwischenkriegszeit. Auf dem internationalen Historikerkongress 1933 in Warschau prägte er die erste Grundsatzdebatte über das Selbstverständnis der historischen Teildisziplin Osteuropäische Geschichte. 1939 zur Emigration gezwungen, gründete er 1942 in New York das Polish Institute of Arts and Sciences in America. Hier entwickelte Halecki seine geschichtsregionale Konzeption Ostmitteleuropas als historische Strukturlandschaft

und verfasste seine bis heute wegweisende Gesamtdarstellung *Borderlands of Western Civilization. A History of East Central Europe* (London–New York 1952) sowie seine grundlegende Studie *The Limits and Divisions of European History* (London–New York 1950). Sein breites Fachwissen setzte der Historiker Halecki auch im diplomatischen Dienst der Zweiten Polnischen Republik sowie im Sekretariat des Völkerbundes ein.

Gäste des Instituts waren in den vergangenen Jahren:

- | | |
|------|--|
| 2016 | Magdaléna Vášáryová,
Bratislava |
| 2015 | Prof. Dr. Adam Daniel Rotfeld,
Warschau |
| 2014 | Prof. Dr. Karol Modzelewski,
Warschau |
| 2013 | Prof. Dr. Steven A. Mansbach,
Maryland |
| 2012 | Prof. Dr. Ákos Moravánszky,
Zürich |
| 2011 | Prof. Dr. Matti Klinge,
Helsinki |
| 2010 | Prof. Dr. Katherine Verdery,
New York |
| 2009 | Dr. Hans-Dietrich Genscher,
Bonn |
| 2008 | Prof. Dr. Hermann Parzinger,
Berlin |
| 2007 | Prof. Dr. István Fried,
Szeged |
| 2006 | Prof. Dr. Walter Pohl,
Wien |
| 2005 | Prof. Dr. Thomas DaCosta Kaufmann,
Princeton |
| 2004 | Prof. Dr. Piotr S. Wandycz,
New Haven |
| 2003 | Prof. Dr. Maria Todorova,
Urbana-Champaign |
| 2002 | Prof. Dr. Miroslav Hroch,
Prag |
| 2001 | Prof. Dr. Włodzimierz Borodziej,
Warschau |

Oskar-Halecki-Vorlesung 2016 Jahresvorlesung des GWZO

In Zusammenarbeit mit dem Honorarkonsul
der Slowakischen Republik für Sachsen und Thüringen

Einladung

Magdaléna Vášáryová

Slowakische Geschichte und
Kultur im alten und neuen Europa
von der Doppelmonarchie
der Habsburger bis zur EU der 28

Dienstag, 11. Oktober 2016 / 18 Uhr c. t.
Alte Handelsbörse
Naschmarkt 1, 04109 Leipzig



Geisteswissenschaftliches Zentrum
Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas
an der Universität Leipzig

Projekte

Mit Beginn des Jahres 2017 wurde das GWZO als Leibniz-Institut in die gemeinsame Förderung durch Bund und Länder aufgenommen. Bis dahin hatte, nach einer zwölfjährigen Förderphase durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), seit 2008 das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) die Projektfinanzierung der am Zentrum betriebenen Forschungen getragen. Wie in den Jahren zuvor erlaubte die BMBF-Förderung im

Jahr 2016 nicht nur die Arbeit der Projektgruppen, sondern auch die Erstellung projektbegleitender forschungsnaher Synthesen (Lexika, Handbücher, Ausstellungen). Die Grundfinanzierung des GWZO trug, wie schon seit 1996, der Freistaat Sachsen. Darüber hinaus wurden und werden weitere Drittmittelprojekte und zahlreiche Veranstaltungen durch anderweitige Förderinstitutionen finanziert. Wir sind allen unseren Förderern zu Dank verpflichtet.



Arbeitsprogramm 2016

In dem hier vorgestellten, dritten Jahr der Programmlaufzeit haben die zwölf, Anfang 2014 am GWZO neu eingerichteten Projektgruppen ihre interdisziplinäre Arbeit fortgesetzt. Noch einmal wurden in den vier Clustern »Ausweitung und Verdichtung«, »Kunst und Repräsentation«, »Gesellschaftliche Ordnungsentwürfe« und »Transnationalisierung und kulturelle Identitäten« neue Arbeitsfelder erschlossen oder thematisch und methodisch auf

Ergebnisse früherer Projekte aufgebaut. Der Bereich »Forschungsmanagement und Transfer« umfasste 2016 die Handbuch- und Ausstellungsprojekte, die Armenier-Publikationsreihe sowie Fachinformationssysteme für Wissenschaft und Bibliothek. Das so bearbeitete Forschungsprogramm »Ostmitteleuropa zwischen Traditionen und europäischer Integration« wird uns auch in den nächsten Ausgaben unseres Jahresheftes begleiten, die Struktur allerdings ist als Leibniz-Institut seit Jahresanfang eine andere. Aber darüber dann mehr in *Mitropa* 2018.

Cluster: Ausweitung und Verdichtung

Donau II. Kontinuität und Diskontinuität des Christentums an der mittleren und unteren Donau zwischen Spätantike und hohem Mittelalter (Christentum entlang der Donau). *BMBF, 2014–2019*

Elbmarken, Polen und Böhmen vom 10. bis ins 12. Jahrhundert – Fernbeziehungen durch Handel und dynastische Heiraten. *BMBF, 2014–2019*

Usus aquarum II: Mühlenbau, Wasser und Verkehr im hochmittelalterlichen Landesausbau Ostmitteleuropas – Die Umgestaltung der Flusslandschaft beiderseits der Oder. *BMBF, 2014–2019*

Cluster: Kunst und Repräsentation

Höfe des Klerus und der Magnaten – geistliche und weltliche Fürsten an Herrscherhöfen. Eigenständigkeit, Abhängigkeiten, Beziehungsgeflechte. *BMBF, 2014–2019*

Bellum, commercia et artes: Seehandel, Städtebau und künstlerische Repräsentation in Nordosteuropa im Zeitalter der Nordischen Kriege (1554–1721). *BMBF, 2014–2019*

Cluster: Gesellschaftliche Ordnungsentwürfe

Ländliche Gesellschaften in Ostmitteleuropa in der Neuzeit (am Beispiel Polens). *BMBF, 2014–2019*

Utopische Gemeinschaften. Ideen – Realisierungsversuche – Nachwirkung (19. und 20. Jahrhundert). *BMBF, 2014–2019*

Verrechtlichungsprozesse in den internationalen Beziehungen: Prägungen des Völkerrechts durch Konflikte im östlichen Europa seit 1850 (Völkerrecht). *BMBF, 2014–2019*

Cluster: Transnationalisierung und kulturelle Identitäten

Geschichte bauen. Architektonische Rekonstruktion und Nationsbildung (19.–21. Jahrhundert). *BMBF, 2014–2019*

Kulturelle Ikonen Ostmitteleuropas. Das Nachleben der Romantik. *BMBF, 2014–2019*

Transnationale Zeitgeschichte Ostmitteleuropas. *BMBF, 2014–2019*

Ethnische Gruppenbildung in der Vormoderne. Interkulturalität und Transkulturalität am Beispiel der Armenier im östlichen Europa. *DFG, 2015–2018*

Verfall der osmanischen Provinzverwaltung? Das ruznamçe-Verzeichnis Nr. 1033 aus der Universitätsbibliothek Leipzig als Quelle. *DFG, 2016–2019*

Forschungsmanagement und Transfer (Stabsstellen)

Forschungsmanagement. *BMBF, 2014–2019*

Ausstellungsprojekte. *BMBF, 2014–2019*

Handbuch Geschichte der Kunst in Ostmitteleuropa. *BMBF, 2014–2019*

Publikationsreihe zur Geschichte und Kultur der Armenier in Ostmitteleuropa. *BMBF, 2014–2016*

Fachinformationssystem und Informationstechnik. *BMBF, 2014–2019*

Bibliothek/webbasierte Literaturvermittlung. *BMBF, 2014–2016*

Forschungsinfrastruktur Kunstdenkmäler in Ostmitteleuropa (FoKO). *Senatsausschuss Wettbewerb (SAW) der Leibniz-Gemeinschaft, 2014–2018*

Im Jahr 2016 ...

... arbeiteten am GWZO 44 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, darunter 12 Doktorandinnen und Doktoranden. Am Gastwissenschaftlerprogramm nahmen 29 Forscherinnen und Forscher aus aller Welt teil. Hinzu kamen zwei Stipendiatinnen (gefördert durch den Litauischen Forschungsrat und durch NKA – Nemzeti Kulturális Alap).

Veranstaltungen

Wie jedes Jahr veranstaltete das GWZO auch 2016 zahlreiche Tagungen und Workshops, organisierte Ringvorlesungen und Vortragsreihen, initiierte Projektvorträge seiner Gäste, aber auch öffentliche Lesungen, Ausstellungen und Podiumsgespräche. Oft kooperierte es dabei mit Partnern in Leipzig, in Deutschland, in der Untersuchungsregion und im übrigen europäischen und außereuropäischen Ausland. Wir sind diesen uns freundschaftlich verbundenen Partnern zu Dank verpflichtet. Eine vollständige Liste der Kooperationspartner des GWZO findet sich auf der Homepage www.leibniz-gwzo.de.

Wintersemester 2015/16 | GWZO-Mittwochsvorträge

Aktuelle Forschungen zur Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas. Vorträge von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des GWZO

GWZO Leipzig

12.–13. Februar 2016 | Workshop

Network »Love – Work – Violence: Rural Societies in New Research Perspectives«

Space and the Countryside: Approaches, Questions, and Problems

GWZO Leipzig

12. März 2016 | Workshop

Arbeit am Kanon: Literatur aus Belarus und der Ukraine – ein Arbeitstreffen

GWZO Leipzig

17. März 2016 | Workshop

Von Taschkent nach Cortnitz. Mehr als ein Zahlungsmittel? – Vielfältige Untersuchungsmöglichkeit frühmittelalterlicher Hacksilberfunde

GWZO Leipzig

Sommersemester 2016 | GWZO-Ringvorlesung

Räume der Migration. Das östliche Europa im Vergleich

GWZO Leipzig

5. April 2016 | Internationaler Workshop

Bellum, commercia et artes – Urbanistische Entwicklung und Repräsentation von Städten im Ostseeraum des 17. Jahrhunderts

GWZO Leipzig

7.–9. April 2016 | Internationale Konferenz

Frauenfrage und Architektur. Räume für Geschlechterutopien vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart / Architecture and the Woman Question. Spaces for Gender Utopias from the Nineteenth Century to the Present

GWZO Leipzig

14.–16. April 2016 | Internationaler Workshop

Werkstattgespräch III. Körper – Körpergeschichte – literarischer Text

GWZO Leipzig

3.–5. Mai 2016 | Internationale Konferenz

Community and Utopia. Artists's Settlements in Eastern and East-Central Europe, from the Fin-de-Siècle to Socialism

Nida Art Colony of Vilnius Academy of Arts, Litauen

9.–10. Mai 2016 | Internationale Konferenz

Within and Beyond Ethnicity: Negotiating Identities in Modern Armenian Diaspora

GWZO Leipzig und Centre for Area Studies, Leipzig

10.–11. Juni 2016 | Internationale Konferenz

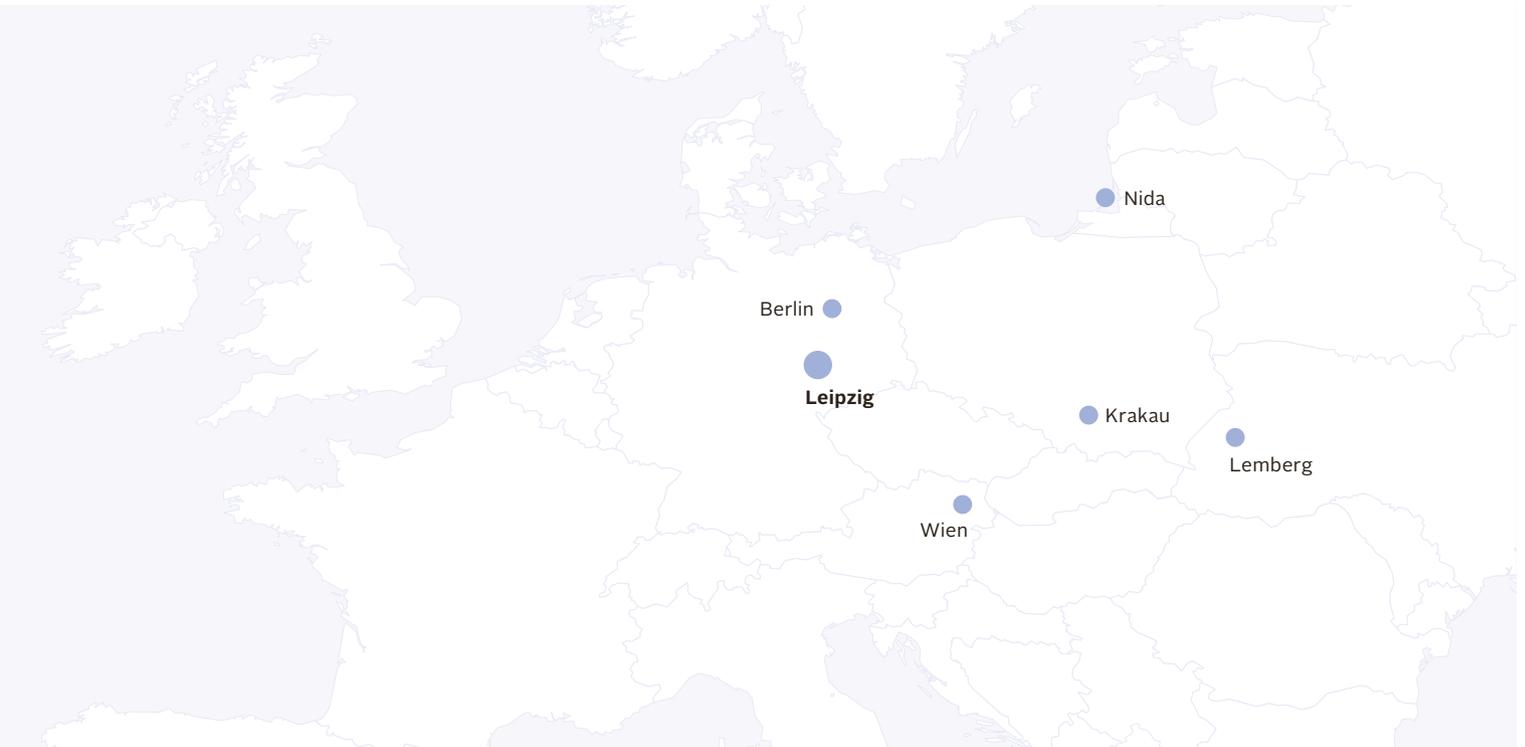
Procesy chrystianizacyjne w Europie Środkowo-Wschodniej. Historyczne tło i aspekty chrztu mieszkani i k 966 roku / Der Prozess der Christianisierung im östlichen Mitteleuropa. Das historische Umfeld der Taufe Mieszkos im Jahr 966

Zentrum für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften, Berlin

26.–28. Juni 2016 | Konferenzpanel

Lemberg–Lwów–Lviv: Its Place in the Development of Modern International Law

Ukrainische Katholische Universität, Lemberg, Ukraine



15.–17. September 2016 | Workshop

Kleine Formen in der Lyrik des östlichen Europa
Humboldt-Universität zu Berlin

24.–26. Oktober 2016 | Jahrestagung des GWZO

Ostmitteleuropa fluvial – im Fluss, über den Fluss
und mit dem Fluss
GWZO Leipzig

27.–28. Oktober 2016 | Internationale Konferenz

Honza Krejcarová und der tschechische Underground.
(Re-)Konstruktion eines Mythos
Universität Wien, Österreich

4.–5. November 2016 | Internationaler Workshop

Mädchenhandel und Völkerrecht. Internationale Ver-
rechtlichungsprozesse vom 19. Jahrhundert bis
zur Gegenwart
GWZO Leipzig

10.–13. November 2016 | Internationale Tagung

Denkmalschutz im Baltikum – Probleme, Potenziale,
politische Bedeutung (Homburger Gespräch 2016)
GWZO Leipzig

14.–15. November 2016 | Internationale Tagung

Berge als Grenze und Transgressionsraum
(4. Tagung »Gebirge – Literatur – Kultur«)
Polanica-Zdrój, Polen

15. November 2016 | Internationaler Workshop

Repräsentation von Macht in Zeremoniell und
Diplomatie im Ostseeraum im Zeitalter der
Nordischen Kriege
GWZO Leipzig

24.–26. November 2016 | Internationale Tagung

State Socialism, Legal Experts and the Genesis of Inter-
national Criminal and Humanitarian Law after 1945
Humboldt-Universität zu Berlin

7.–9. Dezember 2016 | Konferenz

Die Červenischen Burgen – der goldene Apfel der
polnischen Archäologie
*Nationalmuseum Krakau und Polnische Akademie der
Gelehrsamkeit, Polen*

Wintersemester 2016/17 | GWZO-Mittwochsvorträge

Aktuelle Forschungen zur Geschichte und Kultur
Ostmitteleuropas. Vorträge von Mitarbeiterinnen und
Mitarbeitern sowie Gästen des GWZO
GWZO Leipzig

Publikationen

Im Folgenden ist eine Auswahl der 2016 erschienenen eigenständigen Schriften von Mitarbeitern des GWZO aufgelistet, v. a. Monographien, Sammelbände und Kataloge sowie Themenhefte. Ein vollständiges und regelmäßig aktualisiertes Verzeichnis auch der kleineren Schriften der Institutsmitarbeiter findet sich auf der Homepage (www.uni-leipzig.de/gwzo).



Griechenland im Kontext des östlichen Europa. Geschichtsregionale, kulturelle und völkerrechtliche Dimensionen.

Von Adamantios T. Skordos.
Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2016, 346 S.



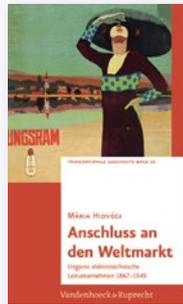
Die Stadt als Spielfeld. Raumbegriffe, Raumnutzungen, Raumdeutungen polnischer Hooligans. Von Michael G. Esch.
Göttingen: Wallenstein Verlag, 2016, 120 S.



»Az újrafelhasznált anyag a lényeg.« Richard Wagner magyarországi jelenléte és recepciója. Von Stephan Krause.
Budapest: Kijárat, 2016, 244 S.



Diaspora und Imperium. Armenier im vorrevolutionären Russland (17. bis 19. Jahrhundert). Von Tamara Ganjalyan.
Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2016, 248 S.



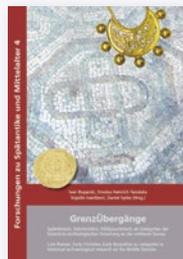
Anschluss an den Weltmarkt. Ungarns elektrotechnische Leitunternehmen 1867–1949.

Von Mária Hidvégi.
Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016, 414 S.



Hybride Identitäten in den preußisch-polnischen Stadtkulturen der Aufklärung. Studien zur Aufklärungsdiffusion zwischen Stadt und Land, zur Identitätsbildung und zum Kulturaustausch in regionalen und internationalen Kommunikationsnetzwerken.

Hg. v. Joanna Kodzik und Włodzimierz Zientara.
Bremen: edition lumière, 2016, 303 S.



Grenzübergänge. Spätromisch, frühchristlich, frühbyzantinisch als Kategorien der historisch-archäologischen Forschung an der mittleren Donau.

Hg. v. Ivan Bugarski, Orsolya Heinrich-Tamáska, Vujadin Ivanišević und Daniel Syrbe.
Remshalden: Verlag Bernhard Albert Greiner, 2016, 390 S.



Heimliche Freunde. Die Beziehungen Österreichs zu den Diktaturen Südeuropas nach 1945: Spanien, Portugal, Griechenland.

Hg. v. Stefan A. Müller, David Schriffel, Adamantios T. Skordos.
Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2016, 330 S.



Das Jahr 1813, Ostmitteleuropa und Leipzig. Die Völkerschlacht als (trans)nationaler Erinnerungsort. Hg. v. Marina Dmitrieva und Lars Karl unter Mitarbeit von Paweł Gorszczyński. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2016, 299 S. (auch Open Access)



Armenians in Post-Socialist Europe. Hg. v. Stefan Troebst und Konrad Siekierski. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 2016, 237 S.



Zwangsmigration im Europa der Moderne. Nationale Ursachen und transnationale Wirkungen. Hg. v. Stefan Troebst und Michael Wildt. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2016 (= Comparativ 1 [2016]), 142 S.



Die Spur des Geldes in der Prähistorischen Archäologie. Mäzene – Förderer – Förderstrukturen. Hg. v. Susanne Grunwald, Uta Halle, Dirk Mahsarski und Karin Reichenbach. Bielefeld: transcript, 2016, 315 S.



Transcultural Icons of East Central Europe/Transkultúrne ikony stredo-východnej Európy. Hg. v. Matteo Colombi, Christine Gözl, Beáta Hock und Stephan Krause. Bratislava: Ústav svetovej literatúry SAV, 2016 (= World Literature Studies/Časopis pre výskum svetovej literatúry 4 [2016]), 140 S. (auch Open Access)



Kunstgeschichte in den besetzten Gebieten 1939–1945. Hg. v. Magdalena Bushart, Agnieszka Gašior und Alena Janatková. Wien, Köln, Weimar: Böhlau Verlag, 327 S.



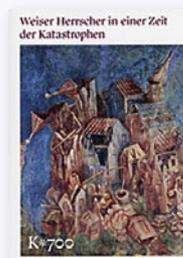
»Die unerträgliche Leichtigkeit des Haiku«. Der Künstler Karel Trinkewitz. Hg. v. Christine Gözl, Alfrun Kliems und Birgit Krehl. Wettin-Löbejün: Janos Stekovics, 2016, 120 S.



Gotik ohne Grenzen. Sachsen und Böhmen im Spiegel der Kunst um 1500. Hg. v. Uwe Fiedler, Antonia Krüger, Stefan Thiele und Markus Hörsch. Chemnitz: Edition Mobilis, 2016, 148 S.



Kaiser Karl IV. 1316–2016. Erste Bayerisch-Tschechische Landesausstellung. Ausstellungskatalog. Hg. v. Jiří Fajt und Markus Hörsch. Prag: Národní galerie v Praze, 2016, 704 S.



Weiser Herrscher in einer Zeit der Katastrophen. Auf den Spuren Kaiser Karls IV. zwischen Prag und Nürnberg. Hg. v. Jiří Fajt und Jan Šícha. Prag: Národní galerie v Praze/Haus der Geschichte Augsburg, 2016, 128 S.

Abbildungsnachweise

- S. 2** Foto: Bertram Bölkow. GWZO.
- S. 4–9** Fotos: Tomasz Torbus.
- S. 10** Foto: Miron Bogacki. Muzeum Archeologiczne w Biskupinie. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 11–13** Archiwum Muzeum Archeologiczne w Poznaniu.
- S. 14** Piotrowska, Danuta: Biskupin 1933–1996: archaeology, politics and nationalism. In: *Archaeologia Polona* 35–36 (1997–1998), 255–285, hier 267. Mit freundlicher Genehmigung der Autorin.
- S. 15** Foto: Mariusz Kazik. Muzeum Archeologiczne w Biskupinie. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 16** Ujváry, Gábor: Gelehrtenkloster mit stillem Klostergarten. Die Geschichte des Collegium Hungaricum Berlin (1924–1944). In: *Chronik des wiederholten Neubeginns 1867–2001. Deutsch-ungarische Beziehungen*. Hg. v. Gábor Ujváry und Gegely Próhle. Budapest 2001, 85–112.
- S. 17** Ullstein Bild.
- S. 18** GWZO.
- S. 19** Foto: Heinz Fremke. Ullstein Bild.
- S. 21** Ujváry, Gábor: Gelehrtenkloster mit stillem Klostergarten. Die Geschichte des Collegium Hungaricum Berlin (1924–1944). In: *Chronik des wiederholten Neubeginns 1867–2001. Deutsch-ungarische Beziehungen*. Hg. v. Gábor Ujváry und Gegely Próhle. Budapest 2001, 85–112.
- S. 24/25** Foto: Edal Anton Lefterov / GNU-FDL.
- S. 25** Bundesarchiv.
- S. 26** Plakat: Ding Hao. Stefan R. Landsberger Collection, International Institute for Social History, Amsterdam. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 27** Foto: Walter Heilig. Bundesarchiv/CC-BY-SA 3.0.
- S. 28** Fotos: Wolfgang G. Schröter. SLUB/Deutsche Fotothek.
- S. 30–35** Stadtgeschichtliches Museum Leipzig. Mit besonderem Dank an Christoph Kaufmann und Ute Holstein.
- S. 38/39** Národní památkový ústav. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 41–42** Landesarchiv NRW, R, BR 0004 Nr. 498, Bl. 29 und 36.
- S. 44/45** Foto: Dirk Suckow.
- S. 46/47** Foto: Frank Hadler.
- S. 49** Fotos: Sven-Helge Czichy. Mit freundlicher Genehmigung.
- S. 50–51** Der Freitag vom 04.05.2017. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung. – Filmstills: goEast-Filmfestival Wiesbaden.
- S. 52–55** festivalists.com. Wiederabdruck mit freundlicher Genehmigung. – Filmstills: goEast-Filmfestival Wiesbaden.
- S. 56** Národní galerie v Praze.
- S. 57** (1) Národní galerie v Praze. – (2) Wien, KHM-Museumsverband. – (3) Metropolitní kapitula u svatého Víta v Praze.
- S. 58–59** Národní galerie v Praze.
- S. 65** Entwurf: Franziska Becker.
- Umschlag** Foto: Tomasz Torbus.

Um die Einholung der Bildrechte haben wir uns jeweils bemüht. Sollten wir dennoch eventuelle Rechteinhaber unberücksichtigt gelassen haben, so bitten wir diese, sich mit dem GWZO in Verbindung zu setzen.

Impressum

Mitropa Jahreshaft des Leibniz-Instituts für Geschichte und Kultur des östlichen Europa (GWZO) e.V.

Herausgeber Christian Lübke / Stefan Troebst / Christine Gözl

Redaktion Christine Gözl / Laura Korn / Virginie Michaels

Korrekturat Madlen Benthin

Proof reading Erin Troseth

Gestaltung Plural | Design Severin Wucher

Papier Munken Pure

Herstellung hausstätter

Druck vierC

Bezug GWZO Leipzig

Specks Hof, Reichsstraße 4–6

D-04109 Leipzig

Telefon (0341) 9735560

Fax (0341) 9735569

info@leibniz-gwzo.de

www.leibniz-gwzo.de

E-Mail mitropa@leibniz-gwzo.de

ISSN 2191-1401



Redaktioneller Hinweis

Das GWZO tritt für die Gleichstellung von Frauen und Männern ein – eine geschlechtergerechte Sprache ist dafür ein wichtiger Baustein. Wir haben uns daher entschieden, alle Texte in der *Mitropa* geschlechterfair zu formulieren.

Mitglied der

Leibniz
Leibniz
Gemeinschaft



GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung

STAATSMINISTERIUM
FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST



Freistaat
SACHSEN